# Me tBlick MAGAZIN DER BERLINGS MISSIO Eine Reise nach und darüber hinaus Gegen die Gewalt Familie auf Zeit Zwölf Jahre Afrika Reinhard Kees Südafrika: iThemba Labantu Tansania: Huruma heißt blickt zurück schenkt Hoffnung Barmherzigkeit Seite 24 Seite 10 Seite 16

#### **Impressum**



Nr. 2/2017

Die Zeitschrift Welt Blick erscheint 2017 zweimal.

#### ISSN 2513-1524

#### **Auflage**

10.000 Exemplare

#### Redaktion

Jutta Klimmt (verantw.),

#### Lavout

NORDSONNE IDENTITY, Berlin

#### Druck

Bonifatius-Druckerei, Paderborn

Das Magazin des Berliner Missionswerkes wurde auf 100 % recyceltem Altpapier gedruckt. Sowohl das Umschlagpapier als auch das Papier der Innenseiten sind mit dem Blauen Engel ausgezeichnet.

#### **Umschlagpapier**

Circle Offset white, 170 g/m<sup>2</sup> Blauer Engel, FSC-zertifiziert, EU Ecolabel

#### Innenseitenpapier

Charisma Silk, 80 g/m<sup>2</sup> Blauer Engel, EU-Umweltzeichen

#### Herausgeber

Berliner Missionswerk der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und der Evangelischen Landeskirche Anhalts Georgenkirchstraße 69/70 10249 Berlin

#### Kontakt

E-Mail redaktion@berliner-missionswerk.de 030/24344-168

#### Spendenkonto

**Berliner Missionswerk Evangelische Bank BIC GENODEF1EK1** IBAN DE86 5206 0410 0003 9000 88

#### Titelfoto

Im Februar 2016 besuchte Dr. Reinhard Kees die äthiopische Region Afar, in der das gleichnamige Volk lebt. Bei den Afar ziehen die Männer mit Kühen und Kamelen umher, während die Frauen mit Kindern und Kleinvieh in Dörfern leben. An einer kleinen Gesundheitsstation entstand dieses Foto von wartenden Müttern. (Foto: Reinhard Kees)

#### Für Sie immer aktuell!

Gerne informieren wir Sie jederzeit aktuell. Besuchen Sie unsere Webseiten

- → www.berliner-missionswerk.de
- → www.talitha-kumi.de

#### Oder bestellen Sie unseren kostenlosen E-Mail-Newsletter.

Schreiben Sie einfach eine E-Mail mit dem Betreff Newsletter an

- **S. 3** Konstantin Börner; **S. 4** Patrick R. Schnabel (Kuba), Juliane Kaelberlah (Tansania);
- S. 5 Jil Flückiger (Südafrika); Gerd Herzog (Deutschland, Äthiopien); S. 6 Metropolitan

Museum of Art; S. 8/9 Juliane Kaelberlah; S. 10–13 Reinhard Kees; S. 13 unten Andreas Böer;

- S. 14 Reinhard Kees; S. 15 Privat; S. 16/17 Agnes Bothe; S. 18 links Carsten Herwig;
- **S. 18** rechts Agnes Bothe; **S. 19** Gerd Herzog; **S. 20–23** Reinhard Kees; **S. 24–27** Juliane Kaelberlah; **S. 25** rechts Nele Maschke; **S. 26** unten Jutta Klimmt; **S. 28–30** Patrick R. Schnabel;
- S. 31 Konstantin Börner; S. 32 Gerd Herzog; S. 33 Helga Gubatz; S. 34 oben Reinhard Kees; S. 34 unten Jutta Klimmt; S. 35 oben u. unten Gerd Herzog; S. 35 rechts Walter Wetzler;
- S. 36 oben Gerd Herzog; S. 36 unten Privat; S. 37 oben Xenia Felmy; S. 37 unten
- Henrik Weinhold; S. 39/40 Gerd Herzog; S. 41 Solange Wydmusch; S. 42 Gerd Herzog; S. 43 Jutta Klimmt; S. 44/45 Gerd Herzog; S. 46/47 Clara; Carla; Sara u. Henrik Weinhold
- (Portraits); S. 48/49 Gerd Herzog (Gudina; Kohlstock; Reifegerste), Jutta Klimmt (Schimanowski-Thomsen); Privat (Blümel); Henrik Weinhold (Kees), Rückseite Jutta Klimmt

#### HABEN SIE ANREGUNGEN, **KRITIK ODER THEMEN-WÜNSCHE?**

Schreiben Sie uns per E-Mail oder Brief an

M Berliner Missionswerk Redaktion WeltBlick Georgenkirchstraße 69/70 10249 Berlin

**WIR FREUEN UNS AUF IHRE ZUSCHRIFT!** 

# Liebe Leserinnen, liebe Leser,

wir wollen Sie zu einer Reise einladen; einer Reise nach Afrika. Zu diesem Kontinent, der so viele Assoziationen weckt. Und mit ebenso vielen Klischees behaftet ist. Dr. Reinhard Kees, kürzlich ausgeschiedener Afrika-Referent unseres Werkes, wird nicht müde, gegen diese Klischees anzukämpfen. Und darauf hinzuweisen, wie bunt und spannend und vielfältig dieser Kontinent ist.

In diesem Heft sind nur Schlaglichter möglich. Doch die einzelnen Geschichten zeigen, wie sehr das Berliner Missionswerk den Menschen in den afrikanischen Partnerkirchen verbunden ist und wie wichtig Austausch, Begegnung und Engagement bleiben.

»Wie tanzt man bei Beerdigungen?« Über diese ungewöhnliche Erfahrung schreibt unsere ehemalige Freiwillige Carla, die ein Jahr lang im Matema-Krankenhaus in Tansania mitgearbeitet hat. Otto Kohlstock, Leiter des Diakonie-Zentrums iThemba Labantu in Südafrika, berichtet aus Insider-Sicht über die politische Situation im Land: über die Zunahme von Korruption, Gewalt und Machtmissbrauch. Und über die Arbeit seiner Einrichtung, die es trotzdem schafft, den Mädchen und Jungen im Township von Kapstadt Perspektiven aufzuzeigen. Um benachteiligte und vernachlässigte Kinder kümmert sich auch das Huruma-Zentrum in Iringa in Tansania; es wird ebenfalls vom Berliner Missionswerk unterstützt.

Den Anfang aber macht auf Seite 10 Reinhard Kees. Er blickt zurück auf zwölf Jahre Afrika-Arbeit, in denen er »frommer, gelassener und dankbarer« geworden ist. Ein guter Einstieg ins Thema. Begleiten wir ihn also nach Afrika ...

Ihnen eine friedliche Herbst- und Adventszeit.

Ihre

**Jutta Klimmt** 



**Iutta Klimmt** 

leitet das Öffentlichkeitsreferat des Berliner Missionswerkes. Und freut sich über die überwältigende Leser-Resonanz auf die erste **Welt** *Blick*-Ausgabe. »Herzlichen Dank für alle Bestätigung und Ermutigung!«

#### Inhalt

28





#### Kuba

Mit den verschleppten Sklaven wuchs ein neuer Kult

- 2 Impressum
- 3 Editorial
- 4 Inhalt
- 6 **Meditation: Himmlische Begegnungen** Von Lensa Gudina

#### Eine Reise nach AFRIKA und darüber hinaus

- 10 Abschied **»Ich hatte eine Aufgabe in Afrika ...«** *Afrikareferent Dr. Reinhard Kees blickt zurück*
- 16 Südafrika
  In diesem Jahr ist alles anders
  Inmitten von Gewalt und Armut gibt
  iThemba Labantu Halt und Hoffnung
- 20 Tansania

  Das Christentum blüht

  Ein Gespräch mit Bischof Renard K. Mtenji
- 24 Tansania
  Familie auf Zeit
  Kinder finden Zuflucht im Huruma-Zentrum
- 28 Kuba
  Tanz und Trance
  Afrokubanische Kulte sind bis heute lebendig
- 31 TeePause

  Gespräch mit dem Direktor

24

Tansania

Kinder finden Zuflucht im Huruma-Zentrum





**Deutschland** Interreligiöser Dialog: »Wir sind auf einer Pilgerreise«





Äthiopien Eine Meditation der Menschenrechtlerin Lensa Gudina

16



**Südafrika** Inmitten von zunehmender Gewalt schenkt iThemba Labantu neue Hoffnung

- 32 LeserBriefe
- 34 KurzForm
- 38 HeimSpiel

  »Wir sind auf einer Pilgerreise«

  Herausforderung Interreligiöser Dialog
- 41 WeltReise Kooperation in Paris
- 42 WeltReise

  Korea: Ein Stuhl bleibt frei

  Eine »Trostfrau« warnt vor dem Vergessen
- 46 **LuftPost**Unsere Freiwilligen berichten
- 48 Menschen mit Mission
- 50 BildGeschichte

  »Mein Name ist Wangemann«
- 51 Unsere Freiwilligen 2017/18
- 52 Spenden und Helfen

# Himmlische Begegnungen

# auch auf Erden

»Wenn zwei unter euch einig werden auf Erden, worum sie bitten wollen, so soll es ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel«

Matthäus 18.19



**VON LENSA GUDINA** 

enn wir ins Alte und Neue Testament schauen, können wir eine Reihe Geschichten über Frauen lesen, deren Leben durch eine Begegnung verändert wurde. So beispielsweise das der der jungen Moabiterin, die Boas begegnet, dem Grundbesitzer aus Bethlehem. Sie sagt zu ihm: »Womit habe ich Gnade gefunden vor deinen Augen, dass Du mir freundlich bist, die ich doch eine Fremde bin?« (Rut 2.10). Ein Augenblick göttlicher Gnade machte aus dieser armen, fremden Frau eine der Vorfahren von Jesus Christus.

Oder Elisabeth. Sie führte eine gute Ehe. Die Bibel sagt, dass sowohl sie als auch ihr Mann Zacharias gerecht und fromm vor Gott gewesen seien und ihr Leben untadelig. Aber sie hatten, hochbetagt, kein Kind. Denn Elisabeth war unfruchtbar; stigmatisiert von der Gesellschaft. Sie trug die »Schmach unter den Menschen«, wie sie es selbst beschreibt (Lukas 1.25). Rechtschaffenheit, Gehorsam und Gebet schmückten das Leben der beiden Eheleute, aber sie hatten keine Kinder. So scheint Elisabeths Leben geradezu ein Musterbeispiel für versagte Gerechtigkeit zu sein:

Statt mit verdienter Gnade wurde sie mit einem Fluch belegt und führte ein Leben voller Zweifel und unerfüllter Versprechen.

Denn wer bekam die Schuld für die Kinderlosigkeit? Nicht Zacharias. Männer bekommen in solchen Gesellschaften niemals die Schuld; die Frau muss sie alleine tragen. Lange Nächte der Agonie für Elisabeth, lange Tage voller verletzender Bemerkungen von Nachbarn und Verwandten. Ein Haus ohne Kinder, ohne die Freude an ihrem Heranwachsen.

Ein einziger göttlicher Blick vertrieb lebenslangen Kummer und Verzweiflung. »Deine Frau Elisabeth wird dir einen Sohn gebären, dem sollst du den Namen Johannes geben«, sagte der Engel zu Zacharias, »du wirst Freude und Wonne haben, und viele werden sich über seine Geburt freuen.« Klage wurde zu Gesang, Schande zu Stolz. Wer Gott begegnet, wem Gottes Gnade zuteil wird, bei dem wird die Monotonie des Alltags durchbrochen, neue Dinge kommen zum Vorschein. Auf einmal besuchen Nachbarn das einst so glanzlose Haus Elisabeths, um das Wunder mit eigenen Augen zu sehen. Lobpreis ersetzt nun Gebete voller Tränen und Nächte voller Seufzer.

Göttliche Führung bringt auch Maria ins Haus ihrer älteren Cousine Elisabeth. Das Treffen der beiden Frauen ist beispiellos, nie zuvor und auch nicht danach hat es ähnliches gegeben. Zwei einfache Frauen, ohne überlieferte Geschichte, ohne jeden Hinweis auf königliche Abstammung oder heroische Taten. Gleichwohl entfacht ihre Begegnung einen Funken, im Himmel und auf der Erde. Im Moment ihrer Begegnung werden Elisabeth und Maria zu himmlischen Berühmtheiten und Heldinnen des Glaubens. Ihre Begegnung verändert nicht nur sie selbst, sondern die Geschichte der Menschheit. Sie werden Kanäle für Johannes den Täufer und für Jesus Christus – die Wegbereiter und Prediger des Evangeliums.

Bei dieser Begegnung, in diesem freud- und glanzlosen Heim, setzt der Heilige Geist einen neuen Anfang, »bereitet dem Herrn den Weg, macht in der Steppe eine ebene Bahn unserm Gott!« (Jesaja 40.3). Dort, während Maria und Elisabeth Lobgesänge anstimmen, finden sie die Gnade und die Kraft, Johannes den Täufer und Jesus Christus auszutragen. Hier wird ihnen die nötige Weisheit verliehen, um göttliche Kinder auszutragen. Kinder, die die gesellschaftlichen Verhältnisse in Frage stellten, die sich nicht scheuten, die Mächtigen herauszufordern und die keine Sekunde zögerten, den Schriftgelehr-

ten und Pharisäern die Stirn zu bieten. Zwei Kinder, deren Schicksal Ermordung und Kreuzigung sein wird.

Was bedeutet der Besuch Marias bei Elisabeth für unsere Generation? Die Begegnung und die Kameradschaft der zwei Frauen, die weit über gegenseitige Tröstung und Freundschaft hinausging. Von den Segnungen des Treffens der beiden Frauen profitieren wir noch heute. Wir jedoch leben in technologisch weit fortgeschrittener Zeit, in der unzählige Alternativen zu physischer Bewegung und unmittelbarer Gesellschaft schnell zur Hand sind: Soziale Medien bestimmen den Alltag und das Virtuelle wird höher geschätzt als das Reale. Endlose Informationen überfluten unseren Geist, elektronische Barrieren blockieren unsere spirituellen Augen, halten uns davon ab, einander zu sehen und zu begegnen.

Wie kann die junge Generation noch das wunderbare Gefühl erleben, das vom Glanz des Schöpfers von Himmel und Erde ausgeht? Wie Christus bei Matthäus sagt: »Wenn zwei unter euch einig werden auf Erden, worum sie bitten wollen, so soll es ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel«. Begegnungen zwischen Schwestern und Brüdern, Gemeinschaft zwischen den Nachfolgern Christi: Das ist es, was den Himmel auf Erden bereitet. So wie es David so wundervoll im Psalm 133 formulierte: »Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen!« Es ist wahrhaftig kostbar und wohltuend, wenn Brüder und Schwestern zusammenkommen, es bewegt Gott, sein Salböl hochherzig herabfließen zu lassen, Leben und Segen in Ewigkeit zu verheißen.

Maria wird von Gott gesegnet. Limoges, Frankreich, spätes 15. Jahrhundert.



#### Lensa Gudina

ist die Tochter des äthiopischen Theologen Gudina Tumsa, Generalsekretär der Evangelischen Kirche Mekane Yesus in Äthiopien. 1979 ermordet, wird er oft als »Bonhoeffer Äthiopiens« bezeichnet.











»Ich hatte eine Aufgabe in Afrika ... «

# Was oleibt?

Ein Rückblick in Gelassenheit und Dankbarkeit

Zwölf Jahre verantwortlich sein für das Afrika-Referat des Berliner Missionswerkes. Zwölf Jahre reisen, Neues erfahren, Beziehungen aufbauen. Zwölf Jahre Kontakte pflegen, Projekte betreuen, Freiwillige entsenden. Was wird bleiben?

**TEXT: REINHARD KEES** 



eine Zeit im Berliner Missionswerk ist vorüber. Sie hat mich reich gemacht, reich an Begegnungen und Beziehungen. Ich habe viele engagierte tolle Menschen kennenlernen dürfen; nicht nur in unseren afrikanischen Partnerkirchen, sondern auch bei uns in den Gemeinden und darüber hinaus. Menschen, die Zeit und Energie investieren, um Beziehungen über die Grenzen der Kontinente hinweg zu pflegen, Menschen, die ganz zuverlässig und kontinuierlich über Jahre hinweg spenden, um die Lebenssituationen unserer Partner wenigstens exemplarisch zu verbessern.

Auf meinen Reisen nach Äthiopien, Tansania, Botswana, Südafrika und Swasiland habe ich viele gute Erfahrungen machen dürfen – aber auch manch' schlechte machen

## »Gott schenkte den Europäern die Uhr – und uns Afrikanern die Zeit.«

müssen. Auch sie haben mich reich gemacht. Wer einmal in einem Geländewagen die Böschung einer hochgelegten Straße hinuntergekullert ist oder bei dunkler Nacht eine tiefschwarze Kuh tot und damit auch das Auto vollkommen kaputtgefahren hat, weiß das Leben zu schätzen. »Ja, die Mobilität im Lande ist das Gefährlichste an unserem Job«, sagte mein schwedischer Kollege ganz lakonisch, als ich ihm von meinem ersten Unfall berichtete.

Ich bin bewahrt geblieben - Gott sei Dank! Leider können das nicht alle sagen: Der schwärzeste Moment in den zwölf Jahren meines Dienstes war der Augenblick, als ich die Todesnachricht von Dorothea Lehmann bekam. Sie sollte als pensionierte Oberstudienrätin im Auftrag des Missionswerkes an der Universität in Iringa in Tansania unterrichten. Auf dem Weg vom Flughafen in Dar es Salam nach Iringa ist sie tödlich verunglückt. Mit ihr starb ein Fahrradfahrer, der unbeleuchtet in dunkler Nacht den Unfall verursacht hatte. Der Probst der Universität und sein Fahrer wurden schwer verletzt.



Eine Schülerin der von der Gudina Tumsa Foundation gegründeten – inzwischen zwangsverstaatlichten – Schule in der Kareiu-Region, östlich von Addis Abeba.

Die glücklichsten Momente meines Dienstes waren die, in denen es mir gelang, Menschen aus den verschiedenen Partnerkirchen zusammenzubringen. Mir selbst waren diese Menschen in ihren jeweiligen Kontexten oder als Gäste des Berliner Missionswerkes vertraut, aber untereinander kannten sie sich bis dahin nicht. Innerafrikanische Brücken und Partnerschaften bauen - das war eines meiner Ziele. Die Theologie Gudina Tumsas, des 1979 ermordeten Generalsekretärs der Mekane Yesus Kirche, des »Bonhoeffers Äthiopiens«, war es, mit der ich die Theologinnen und Theologen aus Äthiopien, Tansania, Südafrika und Swasiland zusammenbrachte. Je eine Konferenz in Äthiopien, in Tansania und im Südlichen Afrika habe ich mit Hilfe vieler anderer organisieren können. Netzwerken war eine wichtige

Glücklich war ich auch immer dann, wenn gut qualifizierte Menschen sich bei mir meldeten, die für eine etwas längere Zeit in eine unserer Partnerkirchen gehen wollten. Da galt es dann zu fühlen, wer wohin passt, welche Begabungen wo gefragt sind und welche Erfahrungen gesucht werden. Ähnlich bei den Ökumenischen Freiwilligen, die unser Werk jedes Jahr entsendet; viele davon nach Afrika.

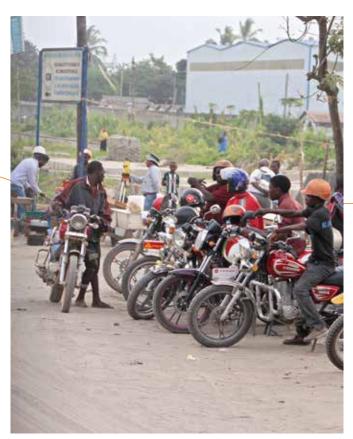
Aber das Prägendste war die Arbeit mit den Partnern vor Ort: Ich bin durch die Erfahrungen in Afrika gelassener,



Ohne Wenn und Aber und immer mit ganzem Herzen dabei: Reinhard Kees kocht in Tansania gemeinsam mit mehreren Frauen auf traditionelle Art.

dankbarer und frömmer geworden. Meistens habe ich mich bei meinen Reisen einfach in die Hände meiner Gastgeber begeben. »Zeigt mir, was ich sehen und kennenlernen soll!«, war die Devise. Und dann wurde die Abfahrt für sieben Uhr morgens angesetzt. Der Fahrer kam um acht, dann musste er noch tanken und Wasserflaschen einkaufen und dann noch anderes erledigen. Die tatsächliche Abfahrt war dann nach neun. Am Anfang haben mich solche Erfahrungen wahnsinnig aufgeregt; aber mit der Zeit lernte ich, mit der Situation umzugehen. Gelassenheit heißt ja auch: die anderen machen lassen, auch wenn sie es anders machen, als ich es tun würde. Die Uhren in Afrika ticken anders – wenn überhaupt welche ticken. »Gott gab den Europäern die Uhr, uns Afrikanern schenkte er die Zeit«, sagt man gern in Afrika.

Wenn wir Gäste aus unseren afrikanischen Partnerkirchen im Missionswerk zu Besuch hatten, stöhnten sie anfangs über die Fülle des Besprechungs- und Gemeindeprogramms, das zum Teil im Stundentakt geplant war und dann auch so durchgezogen wurde. Später habe ich dann nur noch in den Kategorien Vormittag, Nachmittag und Abend geplant. Aber der Abend allein schon war schwierig. Die meisten Menschen in Afrika gehen gegen acht oder neun Uhr zu Bett. Nur wenige können die Nacht zum Tage machen, weil eben gegen sechs oder sieben die Sonne



Warten auf Fahrgäste: Moped-Taxis in Tansania.

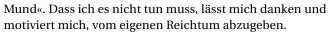
untergeht und viele noch nicht über einen Elektroanschluss verfügen oder sie ganz oft trotz Anschluss keinen Strom haben.

Die Erfahrungen in Afrika haben meinen Blick auf die eigene Wirklichkeit hier in Deutschland nachhaltig verändert. Vieles ist uns so selbstverständlich: sauberes Trinkwasser, Strom aus der Steckdose, Haushaltsgeräte, Überfluss in den Supermärkten, Sicherheit, Bildung, medizinische Versorgung, Infrastruktur im Verkehr und in der Kommunikation und vieles andere mehr. Das alles ist jedoch nicht selbstverständlich für viele Menschen in Afrika.

»Wie hältst Du das nur aus?«, wurde ich einmal gefragt, als ich gerade wieder auf dem Weg nach Äthiopien war. Tatsächlich: Ich bin in Gegenden gereist, in die nie ein Tourist kommt. Einmal liefen Kinder vor mir weg. Die Eltern entschuldigten sich: Der letzte Weiße, der den Ort besucht habe, sei vor 32 Jahren ein dänischer Missionar gewesen. Die Kinder hätten daher noch nie einen Weißen gesehen – auch nicht in Fernsehen, Zeitung oder Bilderbuch. Das alles sei im Dorf unbekannt. Kein Telefon, kein Strom – dies sind Lebensumstände, mit denen viele Menschen in Afrika zu kämpfen haben. Oft konnte ich nur staunen, mit welcher Gelassenheit diese Menschen ihr Leben meistern. Viele leben im wahren Sinn des Wortes »von der Hand in den



Besuch bei Frauen einer Gemeinde in Botswana.



Und die Frömmigkeit? Vor allem hat mich das Beten vieler Menschen beeindruckt: das freie, unvorbereitete, spontane Gebet; manchmal etwas zu laut und zu lang, aber von Herzen kommend, nicht aus einem Buch abgelesen. Das kann man tatsächlich lernen, sogar in einer fremden Sprache. Es wäre schön, wir würden es uns hier in Deutschland auch trauen. Und dann die Gottesdienste mit ihrer Lebendigkeit, mit ihrer Bewegung, mit Singen, Tanzen und Klatschen, waren für mich beeindruckend. Vielleicht gerade weil ich nur wenig verstand. Manchmal waren auch sie zu lang und zu laut, aber sie hatten spirituellen Tiefgang. Der Gottesdienst ist in afrikanischen Ländern das Ereignis der Woche, an dem alle – Kinder, Jugendliche, Erwachsene und Alte, Männer und Frauen – selbstverständlich teilnehmen.

Eine besondere Herausforderung war es immer, wenn ich predigen durfte – oder musste. Oft wurde mir das erst am Vorabend mitgeteilt. Dann hieß es, sich hinsetzen und vorbereiten, und das meist nach einem anstrengenden heißen Tag. Oftmals stellte sich auch die Frage, was darf, was muss ich sagen. »Wer sein Kind schlägt, schlägt Christus. Wer seine Frau schlägt, schlägt Christus, darüber wollte ich einmal sprechen. Aber: »Darf ich das so deutlich sagen?«, fragte ich mein Gegenüber. »Ja«, antwortete der Bischof, »Du darfst das sagen. Ich könnte es nicht tun.«

Was bleibt? Im Laufe von zwölf Jahren wurden viele Biographien beeinflusst, die der Ökumenischen Freiwilligen, die der Entsandten; aber auch die der Menschen in den afrikanischen Partnerkirchen, die mit Unterstützung des Ber-



Konfessionelle Vielfalt: Orthodoxe Christen in Äthiopien.

liner Missionswerkes ein Stipendien für die Ausbildung in Theologie, Verwaltung, Kirchenmusik oder Management bekommen haben. Auch die Besuche in Deutschland waren für viele afrikanische Gäste unvergessene Höhepunkte ihres Lebens.

Was bleibt bei mir? Eine überaus große Dankbarkeit, dass ich an diesem wunderbaren Werk Gottes habe mit bauen dürfen; der Dank für zwölf erfüllte, sinnvolle Jahre, Dank für Kollegialität und Wertschätzung, Dank für Befähigung und Bewahrung. Auch viele schöne Erinnerungen und wunderbare Bilder werden bleiben und sicherlich die eine oder andere Beziehung und Freundschaft.



**Reinhard Kees** 

war von 2006 bis Juli 2017 Afrikareferent des Berliner Missionswerkes. Seit August hat er eine neue Aufgabe im Berliner Kirchenkreis Neukölln.



#### Steckbrief DR. MARTIN FRANK

leitet als Nachfolger von Dr. Reinhard Kees ab 1. Dezember 2017 das Afrikareferat des Berliner Missionswerkes. Zuletzt als Gemeindepfarrer in Sindelfingen (Württemberg) tätig, blickt der 54-Jährige u. a. auf fünf Jahre Auslandserfahrung in Ghana zurück. Auch sein Theologiestudium hat Frank zum Teil im Ausland absolviert: Neben Tübingen und Heidelberg gehörte die Ev. Hochschule ISEDET in Buenos Aires zu seinen Studien-



#### Johannes Arndt, Missionar in Südafrika: Tagebuch.

übertragen von Elsa Arndt und Lieselotte Jelowik, Halle (Saale) 2016, 111 Seiten mit Fotos und Karten, ISBN 978-3-8682-9867-3, 12 Euro

»Was Mission, Glaubens- und Gebetsleben betrifft, so herrschte damals ein idealer Geist in unserem Missionshause [...] In Ergänzung muß ich noch erwähnen, daß in denselben sich

ein köstlicher Humor hineinwob, der Kopfhängerei oder Heiligenschein verhinderte«: Am 31. Oktober 1876 begann der zwanzigjährige Johannes Arndt, Pfarrerssohn aus Anhalt, im Haus der Berliner Mission seine Ausbildung zum Missionar. Ein Tagebuch, in dem er sehr bewegend sein Elternhaus, seine Zeit im Missionshaus und seine ersten Jahre in Südafrika schildert, ist glücklicherweise erhalten geblieben. »O, daß alle diese Glückssucher und Diamantengräber vom heil. Geist erfüllt wären [...]«, schrieb er nach seiner Ankunft über Mitreisende, »statt dessen traf man unter ihnen Gottes-Verächter, Christusleugner, Diamantendiebe, Säufer u.a.m. Habe ich noch vor meiner Ordination doch 2 oder 3 mal deutschen Selbstmördern das kirchliche Begräbnis mit Ehren verweigern müssen«.

Elsa Arndt und Lieselotte Jelowik haben die handschriftlichen Auszeichnungen jetzt übertragen und zusammen mit weiteren Texten herausgegeben.

#### Lektüre-Tipps zu unserem Titelthema:

#### Der Mann, der den Tod auslacht

Philipp Hedemann berichtet in diesem (gerade in einer aktualisierten Neuauflage erschienenen) Buch über Begegnungen bei seinen Reisen in Äthiopien.

DuMont Verlag 2017 ISBN 978-3-7701-8286-2 14,99 Euro

#### Der heilige Bruno

Journalist Tilman Prüfer erzählt auf humorvolle Weise die Lebensgeschichte seines Urgroßvaters, Missionar am Kilimandscharo in Tansania.

Rowohlt Verlag 2015 ISBN 978-3-4996-3057-6 9,99 Euro

Zum Maji-Maji-Aufstand in Tansania:

#### Mit Zauberwasser gegen Gewehrkugeln -Der Maji-Maji-Aufstand im ehemaligen Deutsch-Ostafrika vor 100 Jahren

Hans-Martin Hinz/Hans-Joachim Niesel/ Almut Nothnagle (Hrsg).

Verlag Otto Lehmbeck 2006 ISBN 978-3-87476-508-4

Arzt Dr. Bruno Runge berichtet aus dem Krankenhaus Matema in Tansania

#### Bruno Runge: Briefe aus Tansania 2002 - 2004 Deutsches Institut für ärztliche Mission e. V. (Hrsq)

latros-Verlag 2004 ISBN 3-9374-3941-2 10 Euro

#### Bruno Runge: Briefe aus Tansania 2004 - 2009

Deutsches Institut für ärztliche Mission e.V. (Hrsq)

latros-Verlag 2011 ISBN 978-3-8696-3254-4 12 Furo

Gudina Tumsa

#### Witness und Discipleship – The Essential **Writings of Gudina Tumsa**

The Life and Ministry of Gudina Tumsa

Gudina Tumsa Foundation 2007 ISBN 978-3-86682-117-0

Zu bestellen im Afrika-Referat: 





Südafrika. Die Stimmung im Land ändert sich; Konflikte brechen neu auf; politische Auseinandersetzungen eskalieren. Nur unser diakonisches Zentrum »iThemba Labantu« im Township Philippi in Kapstadt scheint Beständigkeit zu beweisen. Warum aber ist in diesem Jahr ansonsten alles anders im Land?

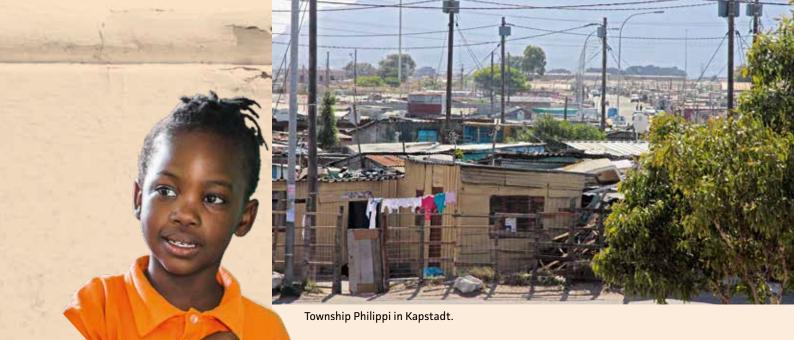
m 8. August 2017 wird im Parlament zum achten Mal ein Misstrauensantrag gegen Präsident Jacob Zuma gestellt. Alle vorherigen Anträge dieser Art hat er aufgrund der großen Parlamentsmehrheit seiner Partei, des ANC, überstanden. Doch jetzt wird erstmalig geheim abgestimmt.

Zum ersten Mal seit den ersten demokratischen Wahlen 1994 hat sich eine Einheitsfront gegen die Regierung gebildet, die nicht nur aus den Oppositionsparteien, den Gewerkschaften und einigen Kirchen (angeführt vom seit Kurzem sehr regierungskritischen Zentralrat der Kirchen), sondern auch aus großen Teilen der Zivilgesellschaft und sogar der Kommunistischen Partei besteht. Und, bemerkenswert: einigen alten, gestandenen und in Südafrika hochverehrten ANC-Mitgliedern.

Die öffentliche Kritik am Präsidenten und der Regierung begann, als bekannt wurde, dass Zuma Staatsgelder in Millionenhöhe für private Bauvorhaben missbraucht. Mehr noch: Seit einiger Zeit berichten die Medien fast täglich, dass der Präsident den südafrikanischen Staat quasi verkauft habe. Und zwar an eine Unternehmerfamilie, die langsam aber sicher die Kontrolle über die wichtigsten Ministerien, die staatliche Rundfunk- und Fernsehanstalt, die staatlichen Großbetriebe (wie den einzigen Stromerzeuger ESKOM und die Staatliche Bahngesellschaft) sowie das Finanzamt (!) gewonnen habe. Mit einem riesigen Knall kam das alles ans Tageslicht, als 200.000 geheime E-Mails an die Öffentlichkeit weitergeleitet wurden, die das Ausmaß der Korruption auf höchster staatlicher Ebene offenbarten.

Doch das größte Verbrechen ist ein ganz anderes: Seit einiger Zeit gibt es gezielte Hetze gegen weiße Südafrikaner, vor allem in den sozialen Medien. Die Weißen sollen verantwortlich sein für die hohe Arbeitslosigkeit, das geringe Wachstum des Bruttosozialproduktes und für die Armut im Land. Die Schuld für die ganze Misere, in der sich Südafrika gerade befindet, wird bei den Weißen gesucht. Das beunruhigt viele Menschen im Land und ist sicher ein Grund dafür, dass viele weiße





schaffen einen sicheren Ort für die Kinder, an dem sie geliebt und angenommen werden.«

»Wir

Südafrikaner in andere Länder auswandern oder ernsthaft darüber nachdenken.

Niemand wusste lange Zeit, warum sich die Stimmung so verändert hatte. Doch dann kam alles raus: Die besagte Unternehmerfamilie hatte eine Firma beauftragt, fast täglich Falschnachrichten zu produzieren. Auch eine teure PR-Firma aus London soll angeheuert worden sein, um von den dunklen Machenschaften abzulenken und einen Sündenbock zu finden für alles, was in Südafrika zurzeit schief läuft. So wurde das alte Übel des Rassenkonfliktes, das in der Vergangenheit so viel Leid über das Land gebracht hat, neu heraufbeschworen. Alte Wunden, die in den letzten zwei Jahrzehnten fast verheilt waren, wurden wieder aufgerissen.

Darüber hinaus gibt es natürlich weitere Gründe für Gewalt und Kriminalität im Land. Dazu gehören sowohl die Nachwehen des brutalen Unterdrückungssystems der Apartheid wie auch der Aufruf einiger Anti-Apartheidsbewegungen, Gewalt mit Gegengewalt zu bekämpfen. Eine andere Ursache, vor allem für die unbeschreibliche Gewalt gegen Frauen und Kinder, liegt sicherlich in den patriarchalischen Strukturen in der südafrikanischen Gesellschaft, die Frauen eine dem Mann untergeordnete Rolle zuschreiben, sowie in der Art und Weise, wie auch heute noch Kinder oft erzogen werden, nämlich mit Schlägen oder der Androhung von Schlägen.

Natürlich kann an dieser Stelle die Komplexität des Themas nicht erschöpfend behandelt werden. Andere Gründe sollen trotzdem genannt sein: noch immer bestehende strukturelle Ungerechtigkeiten, größtenteils vom alten Regime übernommen; nach Hautfarbe getrennte Wohngebiete; hohe Armutsrate und Arbeitslosigkeit; ein nur schlecht funktionierendes Schulsystem, Korruption, Unfähigkeit und Ohnmacht der Polizei ...

Eine weitere mögliche Ursache lässt mir als Pfarrer und Seelsorger keine Ruhe: Inwieweit trägt auch die Auslegung der Bibel auf vielen Kanzeln und in den unzähligen christlichen Kirchen/Religionsgemeinschaften mit Schuld daran, dass viele Gemeindeglieder Gott eher als den strafenden, zürnenden und vergeltenden Gott sehen als den Gott der Liebe, Vergebung und Versöhnung?

Denn in Südafrika gibt es alle möglichen Kirchen und Religionsgemeinschaften (6000 an der Zahl), in der sich jedermann Pfarrer, Priester, Bischof, Erz-

vorherige Seiten: In diversen Angeboten der Einrichtung tanken Kinder und Jugendliche Selbstbewusstsein – wichtige Voraussetzung für ihre Entwicklung. bischof, Heiler, Doktor etc. nennen kann, ohne irgendeine Ausbildung genossen zu haben. Und so wimmelt es auch von entsprechenden »Würdenträgern«. Nun endlich will der Staat diesem wilden Treiben ein Ende bereiten und regulierend in die Ausbildung von »religious practitioners« eingreifen und die Ausübung dieser Berufe überwachen. Hoffentlich geschieht das wirklich – und zwar ganz schnell.

Anmerken will ich noch, dass die Menschen hier das Alte Testament kennen und lieben. Da die meisten auf dem Lande leben oder dort ihre Wurzeln haben, spiegelt sich ja auch ihre Lebenserfahrung in den Themen des Alten Testaments wider: Landwirtschaft, Trockenheit, Großfamilien, Rinder- und Schafherden, Tieropfer, Polygamie ...

Und »iThemba Labantu«? In all diesen schwierigen gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen ist es eine ungemein wichtige Aufgabe, den Kindern und Jugendlichen in unserem Stadtviertel Philippi in Kapstadt eine Lebensperspektive zu geben.

Unsere Vorschule hat in diesem Jahr die Kinderzahl von 40 auf 50 erweitern können. Für die Kinder und die Lehrer ist die Sprachbarriere zu Beginn immer eine Herausforderung. Denn die Muttersprache der Kinder ist Xhosa. In iThemba Labantu werden sie in Englisch unterrichtet, damit sie später bessere Chancen haben. Der Tag hier beginnt mit einem gesunden Frühstück. Anschließend durchlaufen die Kinder spielerisch verschiedene Lerneinheiten. Nach dem warmen Mittagessen gibt es Zusatzangebote, die von Computer über Theater bis hin zu Sport reichen. Auch ist es uns wichtig, dass die Kinder Wertschätzung gegenüber der Natur, Pflanzen und Tieren entwickeln.

Die persönlichen Geschichten der Kinder, die ja alle aus dem Township kommen, sind oft sehr ergreifend. Wir intervenieren auf verschiedene Weise: Wir schaffen einen sicheren Ort für die Kinder, an dem sie geliebt und angenommen werden. Wenn nötig, erhalten sie psychologische Unterstützung, und wo es angeraten erscheint, bringen wir sie in Pflegefamilien unter. Ihr Selbstbewusstsein wird durch zusätzliche Maßnahmen aufgebaut.

Besonders wichtig ist auch die Elternarbeit. Traditionell nehmen die hiesigen Eltern nicht sehr intensiv Anteil am Leben ihrer Kinder. Das verstärkt viele Probleme, die in einem sozialen Brennpunkt ohnehin auftreten. Deswegen versuchen wir durch verschiedene Workshops die Eltern dazu zu motivieren, dem Leben ihrer Kinder mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

PS: Beinahe hätte ich vergessen zu erwähnen, wie das Misstrauensvotum ausgegangen ist. Natürlich ist Zuma ungeschoren davongekommen. Doch nicht ganz und auch nur knapp. Zum ersten Mal in der Geschichte des ANC haben etwa 35 Mitglieder gegen die ausdrückliche Direktive der Partei und für den Misstrauensantrag gestimmt. Diese sollen nun von der Parteiführung bestraft werden. Doch vorher muss man herausfinden, wer sie waren ...



#### Otto Kohlstock

lebt seit 1985 in Südafrika. Als Pfarrer und Auslandsmitarbeiter des Berliner Missionswerkes leitet er das diakonische Zentrum »iThemba Labantu« im Township Philippi (Kapstadt) und ist somit hautnah dran an allen Problemen, die die Menschen dort bewegen.



#### SÜDAFRIKA

Im südlichen Afrika begann die Berliner Mission ihre Arbeit; 1834 gingen dort ihre ersten Missionare an Land. Unter anderem aus der Berliner Missionsarbeit entstanden ab 1960 vier selbstständige Kirchen, die sich 1975 zur Evangelisch-Lutherischen Kirche im Südlichen Afrika (ELCSA) zusammenschlossen. Heute hat sie etwa 600.000 Mitglieder in sieben Diözesen – eine davon in Swasiland und eine in Botswana – und ist offizielle Partnerkirche der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz.

#### Einwohner

**54 Millionen** *Juli 2016, geschätzt* 

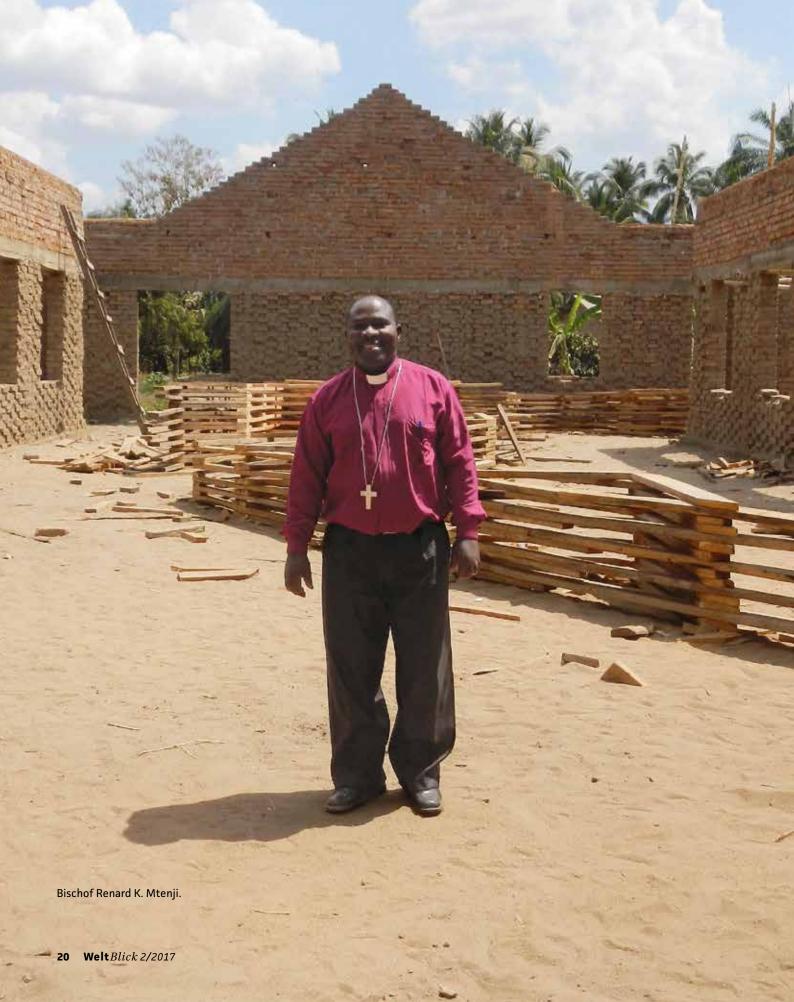
#### Fläche

**1.219.090 km²** etwa dreieinhalbmal so groß wie Deutschland

#### Religionen

Religionen	
72,6% 7,1% 1,5% 1,2% 17,6%	Protestanten Kath. Christen Muslime Hindus Andere bzw. unbestimmt
	Stand: 2001,

geschätzt





# Das Christentum blüht

Vom Dorfjungen zum Bischof: Renard K. Mtenji

**INTERVIEW UND FOTOS: REINHARD KEES** 

In letzter Minute hätte eine Elefantenherde seinen Plänen noch gefährlich werden können, doch alles ging gut: Aus armer Familie und ländlicher Region stammend, beschloss Renard K. Mtenji, Theologie zu studieren. Heute ist er Bischof der Diözese Ulanga Kilombero in Tansania mit Sitz in Ifakara. Diese hat ungefähr die Fläche von Dänemark, und entsprechend weit auseinander liegen die Gemeinden.

Zunächst herzlichen Dank, dass Sie mir die Stelle zeigten, wo vor über hundert Jahren Missionare der Berliner Mission ankamen und wo sie die Kirche erbauten. Was hat Sie motiviert, die Erinnerung an diese Missionare am Leben zu erhalten?

BISCHOF MTENJI: 1913 kamen die Missionare hier an. Mit einem großen Jubiläumsfest und dem Denkmal wollten wir sie ehren – und die Berliner Mission, die sie damals entsandte. Zu dieser Zeit war es für Europäer sehr gefährlich, in unsere Region zu reisen. Sie kamen – trotz aller Herausforderungen, denen sie hier begegneten.

Ulanga Kilombero ist eine Diözese mit mehr als 30.000 Christen, die zur Lutherischen Kirche Tansanias gehören. Warum waren die Missionare in Tansania so erfolgreich? Die Küsten sind überwiegend muslimisch geprägt, aber im Landesinnern sind fast die Hälfte der Menschen Christen.

BISCHOF MTENJI: Erstens: Gott war mit den ersten Missionaren. Zweitens: Die Missionare fühlten sich ihrer Sache, der frohen Botschaft, sehr verpflichtet. Drittens: Die Missionare wurden von den Menschen dieser Region herzlich willkommen geheißen ... ... und sie hatten keine Vorbehalte gegen die weißen Männer? Die deutschen Missionare brachten immerhin eine andere Sprache, einen anderen Lebensstil, eine andere Kultur und einen anderen Glauben ins Land.

**BISCHOF MTENJI:** Ja, es gab auch Vorbehalte. Aber im Allgemeinen waren die Missionare willkommen. Die Menschen wurden schnell Freunde.

Wir haben das Dorf besucht, in dem Sie geboren wurden. In der Kirchengemeinde Tanganyika-Massagati, in einem sehr abgelegenen und ländlichen Gebiet. Wie ist es möglich, dass ein kleiner Junge aus einer solchen Gegend Bischof wird?

BISCHOF MTENJI: Am besten beantworte ich diese Frage, indem ich aus meinem Leben erzähle. Ich wurde in eine christliche Familie hineingeboren, mein Großvater war Pastor. Mein Vater war zwar selbst kein Geistlicher, hat seine Kinder aber christlich erzogen. Meine Eltern haben uns immer angehalten, sonntags zur Kirche zu gehen, hart zu arbeiten und den Menschen Gutes zu tun. 2007 wurde ich zum Bischof gewählt, obwohl ich eigentlich, laut unserer Verfassung, drei Jahre zu jung für dieses Amt war.





Über Stock und Stein: Über Land reisen ist bis heute mit Schwierigkeiten und Gefahren verbunden.

Die Kirche wächst, die Kirchen werden zu klein: Gut zu sehen in der Gemeinde Mbili.

#### Wie haben Sie die Ausbildung finanziert? Ihre Eltern konnten das Geld für Schule und Theologiestudium sicher nicht alleine aufbringen.

BISCHOF MTENJI: Weder ich noch meine Familie hatten das Geld, das stimmt. Wir entschieden damals, den Bischof um Unterstützung zu bitten. Zwei Wochen lang musste ich am Bischofssitz in Ifakara auf das Ergebnis warten, dann gab es eine positive Entscheidung: Meine Diözese wird mich unterstützen.

# Wie haben Sie die Reise aus Ihrem Heimatort nach Morogoro unternommen, über Berg und Tal?

BISCHOF MTENJI: Das sind ungefähr 72 Kilometer, ein zweitägiger Fußmarsch. Die wenigsten konnten sich seinerzeit ein Fahrrad leisten. Und es war damals, vor allem nachts, noch viel gefährlicher als heute. Es gab viele wilde Tiere. Ich erinnere mich vor allem an eine Begegnung mit einer Elefantenherde. Sie überquerte die Straße, auf der wir gerade liefen. So eine Herde ist unberechenbar: Glücklicherweise ist nichts passiert.

# Was macht Ihnen die größte Freude, und was sehen Sie als größte Herausforderung in Ihrer Diözese?

**BISCHOF MTENJI:** Die größte Freude ist das wachsende Werk Gottes. Die Menschen nehmen ihren Glauben sehr ernst; sie helfen den Bedürftigen, sie übernehmen für-

## Oftmals profitieren Menschen von außerhalb von den natürlichen Reichtümern unserer Region.

einander Verantwortung, sie unterstützen ihre Prediger. Das ist unser größter Erfolg – das schätzen wir umso höher, weil die Gemeinden so weit verstreut liegen und weil die Menschen oft sehr arm sind.

#### Ich habe viele neue Kirchengebäude und viele Baustellen gesehen, wo Kirchen neu errichtet werden. Wie bezahlt die Diözese diese Baumaßnahmen?

BISCHOF MTENJI: Wir bezahlen die Kirchenbauten ausschließlich aus den Gaben der Gemeindemitglieder: Bauland, Steine, Handwerksleistungen. Eine Herausforderung für uns ist eindeutig die Bildung der Menschen hier. Wir leben auf fruchtbarem Land, können aber die Ressourcen häufig nicht nutzen, weil das nötige Wissen fehlt. Deshalb profitieren oftmals Menschen von außerhalb von den natürlichen Reichtümern unserer Region.



#### **TANSANIA**

Die Berliner Mission ist seit 1891 im Süden Tansanias aktiv. Die Arbeit ihrer Missionare trug dazu bei, dass die Evangelisch-Lutherische Kirche in Tansania (ELCT) mit 6,5 Millionen Mitgliedern (Stand 2015) zu einer der größten lutherischen Kirchen Afrikas heranwuchs. Die ELCT ist als Kirchenbund organisiert; ihr gehören heute 25 Diözesen – vergleichbar deutschen Landeskirchen – an. Die Kirche trägt das Gesundheits- und Bildungswesen Tansanias in entscheidendem Maße mit; über das ganze Land verteilt unterhält die ELCT Krankenhäuser, Erste-Hilfe-Stationen, Kinderheime sowie zahlreiche Schulen, darunter auch Blinden- und Gehörlosenschulen. Viele dieser Einrichtungen gehen auf die Gründung durch Berliner Missionare zurück, so auch das Krankenhaus Matema am Njassa-See. Die ELCT ist seit 1975 offizielle Partnerkirche der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz.

Einwohner	<b>ca. 49,3 Millionen</b> Juli 2016, geschätzt	
Fläche	<b>947.300 km²</b> gut zweieinhalbmal so groß wie Deutschland	
Religionen	40 % 40 % 20 %	Muslime Christen Anhänger traditioneller afrikanischer Religionen Schätzungen; seit 1959 nicht mehr offiziell erfasst

Angaben Auswärtiges Amt



Bischof Renard K. Mtenji mit seinen Eltern. Da er selbst vom Land kommt, weiß er um die Probleme der Menschen in den Dörfern.

#### Was ist die Antwort der Kirche?

**BISCHOF MTENJI:** Eine Antwort ist die Sonntagsschule, zu der Eltern ihre Kinder schicken können. Auch sollte jede Gemeinde zumindest einen Kindergarten haben; das haben wir festgelegt. Viele Gemeinden haben aber jetzt schon mehr als einen. Wir versuchen, das Bildungsniveau auf unterschiedliche Weise zu heben, damit es allen zugutekommt.

#### Wie erreichen die Pastoren die Menschen in abgelegenen Gegenden?

**BISCHOF MTENJI:** Viele Gemeinden haben Mopeds gekauft; aber für manche arme Gemeinde ist selbst ein Moped unerschwinglich. Deren Pastoren fahren mit dem Fahrrad zu den Gemeindegliedern.

Diese Diözese hat zwar eine starke historische Verbindung zum Berliner Missionswerk, aber heute nur noch schwache Beziehungen. Ich bin beispielsweise zum ersten Mal in der Diözese ...

BISCHOF MTENJI: ... und Sie konnten jetzt mit eigenen Augen sehen, was aus den historischen Anfängen wurde. Das Christentum blüht! Wir sollten füreinander beten und unsere Beziehungen vertiefen. Das würde mich sehr glücklich machen.

# Familie auf Zeit

Im Huruma-Zentrum finden Kinder ein sicheres Zuhause

**TEXT UND FOTOS: JULIANE KAELBERLAH** 

Joyce Ndangango hatte ihr neues Büro noch gar nicht richtig bezogen, da klingelte schon das Telefon. Ein Notfall! Man brauche dringend einen sicheren Ort, um ein Kind zu verstecken. Ob im Huruma-Zentrum wohl noch ein Platz frei wäre? »Notfälle« dieser Art sind im Huruma-Straßenkinderzentrum in Iringa im Süden Tansanias an der Tagesordnung.

iesmal war der Notfall ein sechsjähriges Mädchen, das vom Vater missbraucht worden war. Als er bei der Polizei angezeigt wurde, hatte seine Verwandtschaft versucht, das Kind umzubringen. »Das war ein besonders schlimmer Fall«, sagt Joyce und legt für einen Moment die Stirn in Falten. »Aber auch so ist kein einziges Kind ohne Grund bei uns im Zentrum.«

Seit einigen Monaten ist die Pfarrerin Leiterin des Huruma-Zentrums. Mitte der 1990er Jahre hatte der Bischof der Diözese Iringa, Dr. Owdenburg Mdegella, mit Hilfe des damaligen Kirchenkreises Berlin-Wilmersdorf das Haus für Aids-Waisen und Straßenkinder gegründet. Was als Heim in einer alten Reifenfabrik begann, ist für viele Kinder ein sicheres Zuhause geworden. Eine staubige Buckelpiste führt von der Stadt Iringa hinaus. Auf dem großen Gelände grasen Kühe friedlich zwischen den Schaukeln, und Hühner huschen durch die Gartenanlage mit den flachen Häusern.

Rund 40 Mädchen und Jungen leben hier in Gruppen mit einer »Mama« zusammen, die sich um sie kümmert, wenn ihre Eltern es nicht mehr können. »Chef-Mama« Joyce hat viel Energie - und ein Lieblingswort: »Projekt«. Wer sie trifft, kommt kaum hinterher, all ihre Ideen zu notieren. Einen Laden eröffnen. Das riesige Feld nebenan nutzen, um das Zentrum mit Mais zu versorgen und die Überschüsse zu







**Beachten Sie** bitte unseren Spendenaufruf auf der Rückseite.



In Huruma erfahren die Kinder und Jugend-lichen Geborgenheit und Sicherheit.

Oben: Advent 2016 in Huruma. Unsere Freiwillige Melissa hilft beim Basteln von Papiersternen.







Oben: Jeden Tag »Ugali«: Der Maisbrei ist Grundnahrungsmittel, aber für die beiden Köchinnen (im Hintergrund sitzend) bedeutet er tägliche Knochenarbeit.





Im Detail

#### **HURUMA**

Durch die Region Iringa verläuft der Highway nach Sambia, eine der wenigen großen Fernstraßen des Landes. An dessen Rastplätzen ist die Prostitution mit ungeschütztem Sex sehr verbreitet. So gibt es hier überdurchschnittlich viele HIV-Infizierte und eine hohe Sterberate. Das führte dazu, dass viele Waisenkinder, die auf dem Land alleine nicht überleben können, in die Städte kommen. In Iringa sollen mehrere Tausend Straßenkinder leben. Sie übernachten oft in den Regenabflusskanälen und fallen tagsüber im Stadtbild kaum auf. Das Huruma-Zentrum, 1994 gegründet, hilft: Hier wachsen die Kinder wie in einer großen Familie auf, erfahren Geborgenheit und Sicherheit. Tagsüber besuchen sie eine der umliegenden Grundschulen. Bei entsprechenden Leistungen sind danach Stipendien möglich.

#### **UNTERSTÜTZUNG**

Das Berliner Missionswerk und der Kirchenkreis Charlottenburg-Wilmersdorf unterstützen das Huruma-Straßenkinderzentrum jährlich mit je 5500 Euro für laufende Kosten. Darüberhinaus werden auf Antrag Zuschüsse für besondere Projekte (Wassertank, Schutzmauer etc.) gewährt.

- → www.cw-evangelisch.de/tansania
- → www.berliner-missionswerk.de/partnerprojekte-weltweit/projekte/tansaniahilfe-fuer-strassenkinder.html

verkaufen. Und die Kinder endlich krankenversichern. Um einen Husten oder ein aufgeschürftes Knie könnten sich die Mitarbeitenden des Huruma-Zentrums kümmern, so die Pfarrerin, »aber wenn ein Kind ins Krankenhaus muss, müssen wir die Behandlung bezahlen.« Wer keine Familie hat, hat auch keine Versicherung.

Tagsüber, wenn die Kinder in der Schule sind, ist es ruhig auf dem Gelände. Nur in der Küche rumpelt es. Die kleine Ziegelhütte neben dem Fußballplatz ist innen verrußt wie ein Kamin, Gekocht wird auf offenem Feuer, Eine Knochenarbeit für die beiden Köchinnen. Und dennoch: ein moderner Elektro-Herd? Die beiden winken ab und lachen. Jeden Tag bereiten sie einen riesigen Kessel Ugali zu, einen Maisbrei, der auf einem Elektroherd ewig vor sich hinköcheln würde. »Wir brauchen Hitze!«

Kostenfreie Mahlzeiten und Schulmaterial bietet das Huruma-Zentrum auch elf Kindern an, die nicht im Zentrum leben. Zwar ist der Schulbesuch in Tansania kostenlos; Bücher, Uniformen und Schreibzeug sind es nicht. So bleiben Mädchen und Jungen aus ärmeren Familien oft zuhause und können nicht die Schule besuchen – auch wenn sie unbedingt lernen wollen. Joyce kennt Dutzende solcher Lebensläufe. Bevor sie ans Huruma-Zentrum kam, war sie für die Arbeit mit Familien und Frauen in der Diözese Iringa verantwortlich.

Mit 14 Jahren verlassen die Kinder das Zentrum. »Wir lassen sie aber nicht einfach allein«, betont Joyce. Schon lange vorher spürt die Einrichtung Verwandte auf, bei denen die Jugendlichen unterkommen können. Später schauen Mitarbeitende regelmäßig vorbei und stellen sicher, dass die Teenager weiterhin zur Schule gehen. Viele von ihnen bleiben dem Huruma-Zentrum verbunden und kommen zu Besuch immer wieder zurück.

In der Region hat das Haus einen guten Ruf. Oft fragt die lokale Regierung an, wenn sie Kinder aus schwierigen Verhältnissen kurzfristig für eine Weile unterbringen muss. Joyce sieht diese Entwicklung auch kritisch. Natürlich könnte man immer mehr Mädchen und Jungs aufnehmen, sagt sie. »Aber wir müssen der Gesellschaft auch klarmachen, dass sie Verantwortung für ihre Kinder hat.« In Zukunft möchte sie in Kirchengemeinden Workshops und Vorträge darüber halten, was Kinder brauchen. Ein paar Notfälle weniger wären schon ein Anfang.



#### **Iuliane Kaelberlah**

ist Öffentlichkeitsreferentin des Berliner Kirchenkreises Charlottenburg-Wilmersdorf. Sie hat im Januar 2017 mit VertreterInnen des dortigen Partnerschaftskreises das Huruma-Zentrum besucht.



Afrika in Kuba:

Mit den Sklaven gelangten auch deren Götter in die Karibik

**TEXT UND FOTOS: PATRICK R. SCHNABEL** 

Afrika ist überall. Auch in Kuba. Mit den Millionen von Menschenhändlern verschleppten und dann als Sklaven in Amerika verkauften AfrikanerInnen kamen auch deren Götter in die Karibik. Hier trotzten sie der Übermacht der römisch-katholischen Kirche, zugleich offen sichtbar und doch verborgen. Unter dem Deckmantel katholischer Heiligenfiguren sind sie bis heute lebendig in afrokubanischen Kulten wie der Santería und dem Palo Mayombe. Diese synkretistischen Glaubensrichtungen prägen das vielfältige religiöse Leben der Bevölkerung und erfreuen sich inzwischen wachsender Beliebtheit auch außerhalb der Gruppe afrikastämmiger Kubanerinnen und Kubaner.

anz in weiß. Von den Schuhen bis zum Hut. Sogar der Schirm ist reinweiß und leuchtet weithin sichtbar. An diesem auffälligen Kleidungsstil erkennt man die »Novizen« der Santería, des am weitesten verbreiteten afrokubanischen Kultes. Ein Jahr lang müssen sie ganz in weiß gehen, Symbol der Reinigung, die in dieser Initiationsphase erfolgt.

Neben dem katholischen Volksglauben der Spanier und dem aufgeklärten wissenschaflichsäkularistischen Weltbild des Staatssozialismus existiert auf Kuba eine religiöse Parallelwelt, die tief in die Gesellschaft hineinreicht und Frömmigkeit und Alltagsleben Hunderttausender Menschen prägt. Ihre Wurzeln hat diese Parallelreligion in jenen Regionen südlich der Sahara, aus denen die überwiegende Zahl der Afrokubaner verschleppt wurde. Das Volk, oder genauer die Sprachengruppe der Yoruba lebt bis heute in Westafrika, genauer: in der Gegend, die heute hauptsächlich den Südwesten Nigerias bildet.

Aus dem Küstenstreifen von Nigeria über Togo und Ghana bis zur Elfenbeinküste wurden besonders viele Menschen versklavt. Hier lag auch das geheimnisvolle Königreich der Ilé-Ifè, dem sagenumwobenen Ursprung der Menschheit. In der bis heute existierenden Stadt hat das religiöse Oberhaupt der Yoruba seinen Sitz.

Das wohl wichtigste religiöse Ritual der Yoruba ist das Ifá-Orakel, das 2005 von der UNESCO als Kulturerbe anerkannt und 2008 in die Repräsentative Liste des Immateriellen Kulturerbes der Menschheit übernommen wurde.

Die normalen Religionsangehörigen werden als Santeros bzw. Santeras bezeichnet. Zugangsvoraussetzung ist immer die (katholische) Taufe, die als notwendige erste Initiation betrachtet wird. Auch die orthodoxe Taufe wird wohl anerkannt, jedenfalls gibt es immer wieder Konflikte, weil orthodoxe Gemeinden ohne viele Fragen gegen Gebühr taufen, während sich die katholischen Gemeinden zumindest bemühen, auszuschließen, dass die Taufe in erster Linie als Aufnahme-Ritus der Santería »missbraucht« wird.

Trotz der Vielzahl der Götter und Geister (Orishas) sieht sich die Santería als monotheistische Religion. Am Anfang aller Dinge steht



Olódùmarè (Odumare; Olórun; Olófi), der die Welt und die Geister geschaffen hat. Weil er aber so unfassbar und unnahbar ist, richtet sich die religiöse Praxis an die Orishas, die den Menschen näherstehen und ihnen bei der Lebensbewältigung helfen können. Weil sie bestimmten Problemfeldern zugeordnet sind, konnten sie leicht ins Gewand der katholischen Heiligen schlüpfen, für die es ähnliche Zuschreibungen gibt.

Die Santería ist kein festgefügtes System von Dogmen, sondern vielmehr eine ritualbasierte Religion, die sich in heiligen Gegenständen, Tänzen und Trancen ausdrückt. Den Orishas sind dabei Farben zugeordnet, die sich dann z. B. in den Kostümen der Tänzer wiederfinden. Den Gläubigen wird bei der Initiation ihr jeweiliger Geist zugelost, der dann an entsprechend farbigen Hals- oder Armketten erkennbar ist.

Ähnliches gilt auch für die anderen afrokubanischen Kulte. Der zweitgrößte ist der Palo Mayombe, der auch als Regla de Congo bekannt ist. Aus letzterem kann man leicht auf seine geographische Herkunft schließen: das Kongobecken. Auch von hier wurden Menschen entführt und versklavt. Auch sie brachten ihre Geister mit und ließen sie dem Anschein nach mit katholischen Heiligen verschmelzen, um ihre Kulte weiter halböffentlich praktizieren zu können, ohne in Konflikt mit den Kolonialherren und ihrer mächtigen Kirche zu geraten.

Der zentrale Kultgegenstand des Palo Mayombe ist ein Gefäß, meist aus Eisen, gelegentlich auch aus Ton. Dieses beherbergt Geister, die durch verschiedene Gegenstände symbolisiert werden, darunter viele Knochen, die Ahnengeister enthalten. Anders als bei der Santería gibt es vom Palo jedoch auch eine dezidiert nicht christ-

> lich überformte Variante, die aber oft mit Schadzauber assoziiert wird – wie landläufig auch der Voodoo-Kult, eine weitere afrogene Religion, die über Haiti kommend auch auf Kuba gewisse Verbreitung gefunden hat. Sie weist viele Ähnlichkeiten zu Santería und Palo Maybombe auf: viel

mehr jedenfalls als zu dem Hollywood-Klischee des Voodoo, das bei uns verbreitet ist.

Als die Menschen afrikanischer Herkunft zu einer afrokubanischen Gemeinschaft zusammenwuchsen, kam es auch zu Synkretismen zwischen den Kulten. So ist oft einem Geist nicht nur ein katholischer Heiliger, sondern auch ein weiterer Geist aus einem der anderen afrikanischen Kulte zugeordnet. Dennoch handelt es sich weiterhin um eigenständige Kulte mit eigenen Priestern, eigenen Erzählungen und Riten.

Übrigens: Mit den Hunderttausenden Kubanern, die in den letzten Jahrzehnten aus politischer Überzeugung und noch öfter aus wirtRot und Schwarz deuten auf den Orisha Elgguá hin, der mit dem Heiligen Antonius verbunden wird.



Straßenszenen in Kuba: Vergangenheit ist hier vielfach präsent.



schaftlicher Not Kuba den Rücken gekehrt haben, setzten auch die afrikanischen Götter und Geister ihre Reise durch die Welt fort. Allein in den USA soll es inzwischen mehrere Zehntausend Anhänger geben. Die – teilweise äußerst grausamen – rituellen Schlachtungen gaben dort schon mehrfach Anlass zu Gerichtsverfahren, in denen sich die afrokubanischen Kultgemeinschaften bislang erfolgreich auf die Religionsfreiheit beriefen, um Restriktionen der Tierschutzgesetze zu umgehen. Auch in Deutschland soll es Anhänger im niedrigen vierstelligen Bereich geben.

2015 wurde die UN-Dekade für Menschen afrikanischer Abstammung eröffnet. Sie will unter anderem dazu anregen, den Spuren afrikanischer Kulturen in allen Weltteilen nachzugehen, in die Afrikaner gewaltsam verschleppt wurden oder freiwillig ausgewandert sind. Auf Kuba, wo der Anteil afrikastämmiger Menschen sehr hoch ist, lassen sich diese Spuren besonders gut verfolgen. Der Zuwachs, den die afrokubanischen Religionen in den letzten 25 Jahren wieder hatten, zeigt dabei zweierlei: Zum einen, wie resilient und stabil das religiöse Erbe Afrikas ist, das allen Widerständen zum Trotz überlebte, zum

anderen wie anpassungsfähig dieser Götter- und Geisterglaube ist, der Kolonialismus und Sozialismus gleichermaßen überdauerte und sich auch unter ganz anderen gesellschaftlichen Bedingungen im Ausland weiter verbreitet. Für die christlichen Kirchen auf Kuba ist er damit vielleicht nicht nur Herausforderung, sondern auch ein Lernfeld, wie es gelingen kann, religiöse und kulturelle Identität miteinander ins Gespräch zu bringen und zu verschmelzen.



Dr. Patrick R. Schnabel

ist Referent für den Kirchlichen Entwicklungsdienst (KED) und Kuba im Berliner Missionswerk.

# **"**

# »Afrika ist kein Auf eine Tasse Tee Museum«

Auf eine Tasse Tee mit dem Direktor

#### Können Sie sich an Ihre erste Begegnung mit Afrika erinnern?

ROLAND HERPICH: Sehr gut sogar. Das war 1999, nach einem langen Nachtflug. Die Luft in Dar es Salaam war heiß und feucht, voller intensiver Gerüche und starker Eindrücke. Als wir vom Flughafen in die Stadt fuhren, passierte unser Auto einen Mann, der einen großen Karren voller Fische mühsam auf den Markt schob. Dieses Bild von jenem Morgen ist mir deutlich in Erinnerung geblieben.

#### Was hat Sie besonders beeindruckt?

ROLAND HERPICH: Wie viel Schönheit die Frauen mit wenigen Mitteln schaffen können. Etwa mit der Kanga, einem einfachen bunten Tuch. Das fällt besonders dort auf, wo die Umgebung abschreckt – wie an den Rändern der großen Städte mit ihren wenig einladenden Straßenzügen. Dagegen ist die Natur auf dem Land sehr eindrücklich und – einfach schön! Die rote Erde in Tansania und das tiefe, schwere Grün der Vegetation, das es so in Deutschland nirgendwo gibt und das unseren Sinnen schmeichelt. Andererseits ist bedrückend, wie viel Armut es immer noch gibt – vielfach ganz nahe bei den Lodges, in denen die Touristen wohnen, und an anderen Plätzen des Reichtums.

#### Was haben Sie mitgenommen von Ihren Aufenthalten?

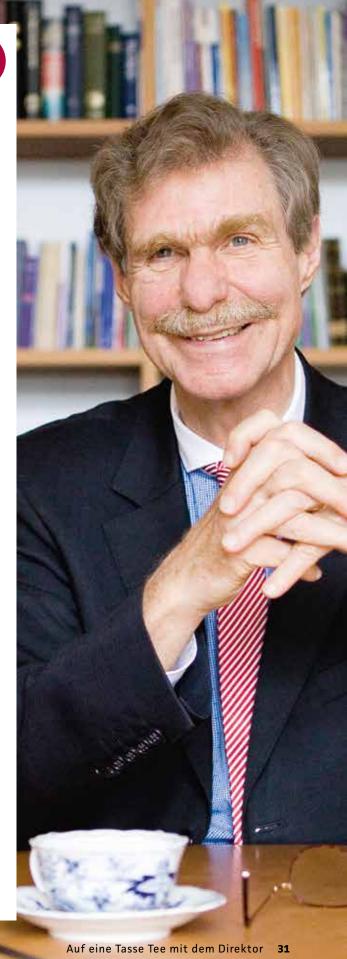
ROLAND HERPICH: Wenn man in Afrika mit dem Auto zu einer Reise aufbricht, fährt man aus dem Dorf hinaus – und dann gleich rechts ran und bleibt stehen. Und betet. Es wird ganz viel gebetet, denn Afrikaner sind sich der Gefahren des Alltags sehr bewusst. Deshalb sind sie meist sehr dankbar für das Geschenk des Lebens – und oft bewundernswert gelassen. Nach dem Motto: Was ich nicht beeinflussen kann, das muss ich hinnehmen.

#### Ein Sehnsuchtsort?

ROLAND HERPICH: Afrika ist sicher ein Sehnsuchtsort. Der Geruch am Abend, wenn auf vielen Holzkohlefeuern gekocht wird. Das Singen und Tanzen bei vielen Gelegenheiten; die Fröhlichkeit im Alltagsleben. Aber das ist nicht die ganze Wirklichkeit. Die ist komplexer, viel komplexer. Vor allen Dingen ist Afrika kein Museum, auch wenn wir gerne seine ursprüngliche Schönheit erhalten möchten.

#### Ihre Hoffnung für Afrika?

ROLAND HERPICH: Die junge Generation will an der Moderne teilhaben, und dazu gehören nach unserem Verständnis Freiheit, Selbstbestimmung, Würde. Auch wenn wir sie manchmal gerne vor den Nachteilen einer modernen Gesellschaft bewahren möchten: Die Menschen in Afrika wollen, dass sich ihr Leben weiterentwickelt. Eine Schlüsselfunktion haben die Eliten des Kontinents. Sie können sich schon jetzt eine gute Bildung leisten und damit Verantwortung für alle anvertrauten Menschen wahrnehmen. Vor allem aber sollten wir, die reichen Länder, Afrika endlich fair behandeln und den Menschen zur Seite stehen – ohne sie zu bevormunden.



# Zu: WeltBlick

### Neuer Name, neue Gestaltung

#### Maßstäbe gesetzt

Herzlichen Glückwunsch zur Neugestaltung des Magazins »mission«. Das vielleicht größte Lob vorweg: Ich kannte zwar das alte Format vom »Rumliegen«, aber durch die neue Aufmachung habe ich das erste Mal tatsächlich reingeschaut Ein interessantes Papierformat, sehr angenehmer Umschlag und ein ausdrucksstarkes Titelbild machen Lust, das Heft in die Hand zu nehmen. Im Inhaltsverzeichnis hat mir die Weltkarte gut gefallen, wie auch die Karten bei den einzelnen Länderberichten.

Das luftige, lesefreundliche Layout der einzelnen Geschichten wie insgesamt ist gut und ansprechend. Die farbliche Codierung der einzelnen Länder reagiert fein auf den Grundton der Fotos. Ich sehe die Menschen auf dem Bild am Ende der Geschichte, die für mich geschrieben und fotografiert haben; sehr sympathisch. Die TeePause und die LuftPost sind charmante Genres, um etwas von hinter den Kulissen zu erfahren. Interessant auch, wie Sie es schaffen, mit LeseStoff einerseits Ihre Mitarbeiter vorzustellen, andererseits aber keine langweiligen Tätigkeitsberichte zu verfassen, sondern mir damit einen Mehrwert mitzugeben.

Sie haben wirklich einen Maßstab gesetzt für kirchliche Kommunikation, und ich freue mich auf die nächste Nummer! Herzlichen Dank und weiterhin viel Erfolg.

Björn Borrmann, Pfarrer, Berlin-Spandau

#### **Inhaltlich schon** immer gut

Als ehemaliger Referent des Berliner Missionswerkes für Gemeindedienst, Tansania und zeitweise auch Öffentlichkeitsarbeit habe ich mit großem Interesse die neue Zeitschrift »WeltBlick« gelesen. Von Herzen meine Gratulation: Sie ist großartig gelungen. Inhaltlich schon immer qut, hat sie jetzt eine hervorragende moderne äußere Form gefunden. Prima und weiter so!!!

Winfried Brose, Rerlin

#### Großer Sprung nach vorn

Die vielen Fotos und das neue Layout sind sehr ansprechend. Ein großer Sprung nach vorn, und ich kann nur sagen: Weiter so. Und ich freue mich auf das genauere Lesen, sobald hier etwas Ruhe einkehrt ... So wie es jetzt aussieht, lege ich das Magazin gerne in Kirche und Gemeindehaus aus und weise darauf hin.

#### Oliver Neick,

Gemeindepädagoge im Pfarrdienst, Berlin-Charlottenburg

#### »Weltgeliebt« wäre schöner

Das neue Outfit der Zeitschrift finde ich sehr gelungen. Der neue Name allerdings ist sehr allgemein, wenn auch schon wesentlich besser als der alte. Eigentlich müsste das ganze Unternehmen, das sehr gute Arbeit leistet, umbenannt werden.

Für die Zeitschrift hätte ich besser gefunden den Namen »Weltgeliebt«, so würde auch theologisch etwas herüberkommen. Aber das ist ja wohl heute in kirchlichen Kreisen Deutschlands nicht mehr angesagt.

**Hartmut Drewes.** Bremen

#### **Doppelter Umschlag super**

Herzlichen Glückwunsch zum Relaunch!! Das Lavout und die ganze Aufmachung sind sehr ansprechend. Besonders gelungen fand ich die Idee, einen doppelten Umschlag zu produzieren. Besser kann man ja wohl kaum auf einen Namenswechsel hinweisen. Insgesamt hat das Heft ungemein gewonnen. Ein echtes Vorbild für andere Publikationen im Missionsumfeld ...

#### Katja Buck,

Religionswissenschaftlerin, Tübingen

#### **Doppelte Freude**



Die Freude war auf beiden Seiten groß, als Jutta Klimmt, Leiterin des Öffentlichkeitsreferates (re.), Sumaya Farhat-Naser einen Probe-Druck der ersten Ausgabe unserer Zeitschrift WeltBlick überreichen konnte - mit dem Porträt der palästinensischen Friedensaktivistin auf dem Titel. »Ich begrüße sehr, dass das Titelfoto den Blick auf die Situation von Frauen weltweit und speziell auf die Situation in Palästina lenkt«, so Farhat-Naser »herzlichen Dank.«

#### **Highlight: Bilderstrecke** zur Wolga

Soeben landet das neu gestaltete Magazin der Berliner Mission -WeltBlick – auf meinem Schreibtisch. Dieses Heft ist einfach toll geworden. Vielen Dank für das neue, jetzt sehr viel leserinnen- und leserfreundlichere Format und die spannenden Themen dieser Ausgabe 1/2017. Mein persönliches Highlight: Die Bilderstrecke über die Menschen an der Wolga.

#### Jürgen Schübelin,

Referatsleiter Lateinamerika und Karibik bei der Kindernothilfe, Duisburg

#### Korrektur: Zum Leben an der Wolga

#### Siehe da: Es geht!

Vielen Dank für die ansprechende Gestaltung des Heftes! Wunderbar!

Seit einiger Zeit bekomme ich regelmäßig aus katholischem Hause die Zeitschrift »Kontinente« - und dachte dann manchmal, warum so etwas Ansprechendes in »meiner Kirche« denn nun nicht gehe ... Aber siehe da – es geht!! Einfach klasse! Aufbau, Schwerpunktsetzung, Anordnung, Bildmaterial – alles spricht an – und sicherlich eben auch ganz viele Menschen, die nicht zu den Insider-Kreisen gehören, da bin ich mir sicher! Eine rundum einladende Lektüre breitet sich da aus!

Persönlich kommt für mich nun noch eine besondere Freude hinzu, da ich Sumava Farhat-Naser seit aut 40 lahren (aus meiner/ihrer damaligen Hamburger Gemeinde) kenne und schätze und seither mit ihr in Kontakt stehe. So habe ich nun nur ver-

> misst, dass ein Hinweis auf das neueste Buch fehlt, das jetzt gerade im Mai herausgekommen ist. (...)

Gisa Luu. Frankfurt | Main



Viel Lob erhielten wir für unsere Bildreportage zur Wolga in Ausgabe 1/2017. Leider ist uns jedoch ein Fehler unterlaufen. Neun der Wolga-Fotos stammten von Fotografin Lijudmila Melnitschenko. Dieses Foto hier jedoch wurde von Helga Gubatz aus der Sternkirchengemeinde Potsdam aufgenommen, als sie im September 2013 im Rahmen eines Partnerschaftsbesuchs nach Marx an der Wolga reiste. Wir entschuldigen uns für das Versehen und danken Frau Gubatz ganz herzlich für das stimmungsvolle Foto.

#### **Wundervolle Bildsprache**

Ein herzliches Dankeschön und Glückwunsch zu einem so toll gestalteten »WeltBlick«. Spannend zu lesen, eine wundervolle, klug ausgewählte Bildsprache und viel emotionale Kraft ...

Dr. Reinhard Richter, Mitglied des Missionsrates, Frankfurt | Oder

#### Nur unnötige Ablenkung

Ja, wir werden Ihnen gewogen bleiben, auch wenn wir von der neuen Zeitschrift nicht überzeugt sind. WeltBlick ist zwar ein schönes Wort, aber eben auch ein Allerweltswort, das nicht mehr im Namen zum Ausdruck bringt, worum es dem Absender geht. Vielleicht war »mission« veraltet, aber doch wohl auch darum, weil wir mit Mission schon lange nichts mehr im Sinn haben, und wir uns nicht oder zu wenig bemüht haben, von einem überholten Verständnis zu einer neuen Deutung zu kommen, die dem alten Wort einen neuen Glanz gegeben hätte.

Starke Texte? Die hatten Sie hoffentlich auch schon vorher. Starke Fotos? Auch das Berliner Missionswerk hat sich nun von der Woge der Bilderflut überrollen lassen. Was bringt's? An welchem Bild bleibt der Blick hängen? Vielleicht an einem: dem Foto vom verlassenen Wolgadorf. Und sonst? Nur unnötige Ablenkung.

Nachdem Sie diese Zeilen gelesen haben, vergessen Sie sie. Warum? Wir sind alte Leute in den 80er Jahren. Wir sind zwar mit zwölf Enkeln noch nicht aus der Welt gefallen, stehen aber doch ganz am Rande und sehen und verstehen die Welt in manchem anders als Kinder und Kindeskinder. Das braucht Sie aber nicht zu stören. Denn jetzt sind Sie an der Reihe. Darum: Vergessen Sie es.

Eberhard und Elisabeth Richter, Münster

Zu: Weißer Adler für Dr. Justus Werdin

#### Kirchturm-Horizonte überschreitend

Der Bericht über die Ordensverleihung an Pfr. Dr. Werdin freut mich sehr. Wie schön, dass sein Wirken auf diese Weise eine ermutigende Auszeichnung erfährt! Es freut mich auch deshalb sehr, weil meine Frau und ich in den 38 Jahren meines Dienstes in der Kirchengemeinde Lübars gemeinsam mit dem Breslauer evangelischen Bischof Ryszard Bogusz und vielen Menschen unserer Gemeinden hüben und drüben an einer »Brücke des Friedens und der Versöhnung« (»Most Pokoju i Pojednania«) zusammengearbeitet haben, im Jahre 1982 beginnend mit der Überbringung von zahlreichen Hilfstransporten in der Zeit der »Krise in Polen«. (...)

Sie sehen also, wie viel Freude die Kirchturm-Horizonte überschreitende Arbeit wie Sie das ja im Berliner Missionswerk so erfolgreich tun – bereitet. Gottes reichen Segen und allezeit Sein gutes Weggeleit.

Axel Luther, Pfarrer i. R., Berlin

#### HIER IST PLATZ AUCH FÜR **IHREN LESERBRIEF!**

Schreiben Sie uns per E-Mail oder Post an

√ leserbrief@berliner-missionswerk.de

₩ **Welt***Blick*-Redaktion Leserbriefe c/o Berliner Missionswerk Georgenkirchstr. 70 10249 Berlin

WIR FREUEN UNS AUF IHRE ZUSCHRIFT!

#### **SPENDENAKTION**

# DANKE für Ihre Hilfe für Matema

Unsere Spendenaktion für das Krankenhaus Matema in Tansania hat bis zum Stichtag 31. August rund 40.000 Euro erbracht! Dafür bedanken wir uns herzlich bei allen Spenderinnen und Spendern! Die Spendenaktion wurde im Juni mit einem Paukenschlag gestartet: Die Lions-Clubs aus Lübben sowie aus der Lausitzer Neiße hatten einen Scheck über je 1000 Euro überreicht. »Die Spenden sind für Augen-Operationen bestimmt«, betonte Jens-Hermann Kleine, Amtsdirektor im Unterspreewald und Mitglied des Lions-Clubs Lübben. »Die Operationen verhindern, dass noch mehr Kinder und Erwachsene in Tansania am Grauen Star erblinden. Das kleine Hospital in Matema leistet vorbildliche Arbeit.« Im Januar hatten Generalsuperintendentin Ulrike Trautwein sowie Andreas Böer und Jens-Hermann Kleine als Mitglieder der EKBO-Kirchenleitung die Partnerkirche in Tansania besucht. Ein Abstecher der Reise führte nach Matema. Gegründet im 19. Jahrhundert von Berliner Missionaren, hat sich die dortige, ursprünglich kleine



Visite im Krankenhaus Matema in Tansania.

Gesundheitsstation zu einem wichtigen Krankenhaus im Süden des Landes entwickelt. Zu Fuß und mit Booten kommen die Menschen oft von weit her, um sich behandeln zu lassen. Doch viele können die Kosten einer Behandlung nicht selbst tragen. »Wir haben mit eigenen Augen gesehen, welch segensreiche Arbeit das Krankenhaus in Matema leistet und haben daher gern die Spenden der beiden Lions-

Clubs initiiert«, so Andreas Böer, Bürgermeister a. D. aus Reichenbach und Mitglied im Lions-Club »Lausitzer Neiße. Den Scheck der beiden Clubs nahmen Direktor **Roland Herpich** und Ulrike Trautwein entgegen. Dies war ein toller Grundstock für die anschließende Spenden-Aktion des Berliner Missionswerkes für die Gesundheitsarbeit in Matema. **DANKE!** 

Links: Scheckübergabe mit Andreas Böer, Roland Herpich, Ulrike Trautwein sowie Carsten Saß und Jens-Hermann Kleine vom Lions-Clubs Lübben.





### Urkunde für tolle Qualität

Die Agentur »Qualität in Freiwilligendiensten« (Quifd) hat dem Freiwilligenprogramm des Berliner Missionswerkes erneut eine hervorragende Arbeit bescheinigt. Somit darf das Programm weiterhin das renommierte Quifd-Siegel tragen. Bereits seit 1970 ist das Berliner Missionswerk als Trägerorganisation von Internationalen Freiwilligendiensten tätig. Mit dem Freiwilligenaus-

tausch sollen junge Menschen für entwicklungspolitische und soziale Gerechtigkeitsfragen in einer globalisierten Welt sensibilisiert werden. Auf dem Foto freut sich das Team des Freiwilligenprogramms über die Auszeichnung.



#### AUSBILDUNG

## Junge Köche aus Talitha Kumi in Berlin

Deutsche Hotellerie von innen kennenlernen – das wird möglich durch eine Kooperation mit dem Hotel Bonhoeffer-Haus und der Evangelischen Bildungsstätte auf Schwanenwerder. Eine Gruppe von Auszubildenden, die in Talitha Kumi, dem Schulzentrum des Berliner Missionswerkes in Palästina, einen Hotel-Beruf erlernen, waren zu einem zweiwöchigen Training nach Berlin gekommen. Nach den zwei Wochen bedankten sich die Studentinnen und Studenten des Talitha Kumi Community Colleges mit einem Buffet arabischer Spezialitäten, das die Gäste beim Abschiedsabend auf Schwanenwerder begeisterte. »Herzlichen Dank, dass alljährlich eine Gruppe aus Talitha Kumi hier sein darf und hautnah Einblicke erhält«, so College-Direktorin Laurette Abu Jaber zum Abschied.

#### Mehr zu Talitha Kumi

→ www.talithakumi.org/de

#### NEUJAHRSEMPFANG

## **Epiphanias mit Erzbischof**

Traditionell startet das Berliner Missionswerk mit Gottesdienst und Empfang am **Epiphaniastag** ins Neue Jahr. Am Samstag, 6. Januar 2018, wird der Gottesdienst nicht wie gewohnt am Abend, sondern bereits am Nachmittag stattfinden: Um 15 Uhr freut sich das Werk auf viele Gäste zum Gottesdienst in der Berliner Marienkirche. Der Berliner Erzbischof Dr. Heiner **Koch** wird predigen. Anschließend sind die Gottesdienstbesucher-Innen zu Kaffee und Kuchen ins Rote Rathaus eingeladen.





### Kontakte intensivieren

Gleich zwei offizielle chinesische Delegationen konnten fast gleichzeitig im Berliner Missionswerk begrüßt werden. Nun besteht der Wunsch, die Kontakte in den Bereichen Bildung, Diakonie und Freiwilligenaustausch zu intensivieren. »Es war für mich eine große Freude, unsere chinesischen Geschwister in Berlin empfangen zu dürfen«, so Direktor Roland Herpich. »In der Vergangenheit haben unsere Missionare dazu beigetragen, Informationen über die reiche chinesische Kultur nach Deutschland zu übermitteln. Heute denken wir gemeinsam darüber nach, wie wir in Zukunft noch mehr voneinander lernen können.«



### Jahrgang 2016/17 verabschiedet

Die einen reisen aus; die anderen kommen zurück und werden feierlich verabschiedet: Die Freiwilligen des Jahrgangs 2016/17 ließen zunächst eine Woche lang im Rückkehrerseminar ihren Einsatz gemeinsam Revue passieren, bevor sie mit Urkunden, herzlichen Dankesworten und einem Gottesdienst in der Kirche am Berliner Hohenzollernplatz verabschiedet wurden. »Wir danken Gott erneut für die glückliche Heimkehr aller unserer Freiwilligen«, so Direktor Roland Herpich, der den Zurückgekehrten alles Gute für die Zukunft wünschte. Der Jahrgang 2017/18 ist indes zu den Einsatzstellen in Großbritannien, Kuba, Palästina, Schweden, Südafrika, Tansania und Taiwan ausgereist. Und für den Einsatz 2018/19 haben sich bereits viele junge Menschen beim Info-Tag im Oktober in unserem Hause informiert ...

#### Mehr aus dem Freiwilligenprogramm

→ Seite 46 und 51



#### Versteckte Schätze

Wo genau arbeitet eigentlich Papa? Wo liegt Kuba? Und warum muss Mama manchmal auf Dienstreise ins Ausland gehen? Auf solche und ähnliche Fragen sollte der erste **Familientag** im Berliner Missionswerk eine Antwort geben. Kinder, Enkel, Neffen und Nichten waren eingeladen, ihre Mütter und Väter einen Tag lang im Werk zu besuchen ... Basteln, Schätze suchen, Kuchen essen und einmal im Treppenhaus die Missionsglocke schlagen, standen auf dem Programm. Und Direktor **Roland Herpich** ließ es sich selbstverständlich nicht nehmen, die kleinen und großen Besucher persönlich zu begrüßen.

Wenn Sie mit Ihrer Kita-, Schüler- oder Konfirmandengruppe das Berliner Missionswerk besuchen wollen: Unser Gemeindedienst freut sich über Ihre Anfrage!



### **Werke trauern um Peter Sandner**

Pfarrer **Peter Sandner**, der vier Jahre lang (1970–1974) Afrika-Inspektor bei der Berliner Mission war, verstarb am 2. Mai 2017 im Alter von 89 Jahren. Peter Sandner wurde 1927 in Windhuk, Namibia, als Sohn eines deutschen Auslandpfarrers geboren. Seine Überzeugung, dass die Christen in aller Welt zusammengehören und als gleichberechtigte Geschwister kulturelle Differenzen überwinden werden, führte ihn nach seinem Theologiestudium zur Berliner Mission.

1953 reiste er mit seiner Ehefrau nach Südafrika aus, wo drei Söhne das Licht der Welt erblickten. Später ging Peter Sandner zur **Vereinten Evangelischen Mission** (VEM) nach Wuppertal. Bis 1990 leitete er das Werk als Direktor. Unermüdlich war Peter Sandner für Gottes Mission im Einsatz, er lebte nicht nur für seine eigene – mittlerweile große – Familie, sondern ganz besonders für die große Familie, die eins im Glauben ist.

**PROJEKT** 

## Richtig Zähne putzen!

Immer wieder starten unsere Freiwilligen, die in Kindergärten eingesetzt sind, ein spannendes Projekt: Richtig Zähne putzen! Denn in vielen Ländern wissen Kinder und Eltern nur wenig über Zahngesundheit. Sind sie aber einmal damit in Berührung gekommen, ist die Begeisterung der Kleinen meist groß. Und so fordern dann die Freiwilligen Zahnbürsten für Tansania, Südafrika oder Palästina an ...

In diesem Sommer aber ging das Berliner Missionswerk »in Vorleistung«: Dank einer erbetenen Sachspende der Dentina GmbH konnten alle Freiwilligen bereits vor ihrer Ausreise entsprechend ausgestattet werden. Und so gingen tausend Zahnbürsten von Berlin aus auf ihre Reise nach Übersee. Und wir hoffen, dass nun tausend weitere Kinder weltweit gut und richtig und nachhaltig ihre Zähne pflegen werden ... Ein Dankeschön an das Unternehmen – und an unsere Freiwilligen!





## Pfarrer gewinnen gegen Imame

Das jährliche Fußballspiel von Pfarrern gegen Imame ist ein Zeichen für die interreligiöse Verständigung in Berlin. In diesem Jahr trafen die beiden Mannschaften im Rahmen des 3. Berliner Fußballfestes für Fairplay und Toleranz aufeinander. Das spannende Spiel endete mit 3:2 für die Pfarrer, so dass Roland Herpich als Kapitän nach Spielende den Siegerpokal entgegen nehmen konnte. Zum zwölften Aufeinandertreffen der

beiden Mannschaften hatten der Ökumenische Rat Berlin-Brandenburg, das Berliner Missionswerk, die Initiative Berliner Muslime, die Islamische Föderation in Berlin, der Berliner Fußball-Verband und die Britische Botschaft eingeladen. Das Spiel stand unter der Schirmherrschaft von Bischof Dr. Markus Dröge, Burhan Kesici, Generalsekretär des Islamrates für die Bundesrepublik Deutschland, und Bernd Schultz, Präsident des Berliner Fußball-Verbandes. Ein herzliches Dankeschön ging an Evgeny Plyukhin, den Schiedsrichter des deutsch-jüdischen Sportvereins TuS Makkabi Berlin.

## KALENDER

## Stimmungsvolle Fotos für 2018

Evangelisch, verlässlich, weltweit - unter diesem Motto stellt der Projektkalender des Berliner Missionswerkes alljährlich Partner und Projekte vor. Der Projektkalender 2018 überzeugt wieder mit stimmungsvollen Fotos und zahlreichen Eindrücken aus den Partnerkirchen. Ab sofort kann der Projektkalender 2018 kostenfrei bei uns bestellt werden - auch zum Weitergeben an Freunde oder in der Gemeinde. Bitte bei der Bestellung die gewünschte Anzahl angeben.

## **Bestellen**

# »Wir sind auf einer Pilger Pilger Reise«

Interreligiöser Dialog braucht Begegnung. Ein Gespräch mit Andreas Goetze.

Vor fünf Jahren wurde erstmals eine Pfarrstelle für Interreligiösen Dialog in Berlin eingerichtet. Angesiedelt ist sie im Berliner Missionswerk, dem Ökumenischen Zentrum der Landeskirche. Stelleninhaber Dr. Andreas Goetze nimmt Stellung.

## Fünf Jahre landeskirchliche Pfarrstelle für den Interreligiösen Dialog: Welcher Weg führte Sie dahin?

DR. GOETZE: Nach meinem Theologiestudium – mit den Nebenfächern Judaistik und Philosophie – war ich 1989 zum ersten Mal im Nahen Osten. Das orientalische Christentum hat mich seitdem immer beschäftigt und nicht mehr losgelassen. 1992 ging ich, vermittelt vom Jerusalemsverein, für ein Jahr als Vikar in die Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Land. Angeregt von der Begegnung mit dem nahöstlichen Christentum als Minderheit in der islamischen Welt begann meine Beschäftigung mit dem Islam selbst. Islamische Studien in Jerusalem und Beirut folgten. In meiner Doktorarbeit (»Religion fällt nicht vom Himmel«, 4. Auflage 2014) habe ich dann eine historischkritische Perspektive mit der spirituellen Dimension des Glaubens im interreligiösen Dialog verbunden.

## Warum ist der Interreligiöse Dialog so wichtig?

DR. GOETZE: Wir leben heute in einer pluralen Welt. Es ist nicht mehr die Frage, ob Menschen unterschiedlicher kultureller und religiöser Prägungen zusammenleben wollen. Sie leben neben- und miteinander. Berlin ist in Europa die Stadt mit den meisten Religionsgemeinschaften. Die Gestaltung des Zusammenlebens ist eine eminent große Herausforderung. Dazu braucht es interkulturelle und interreligiöse Kompetenzen. Ich halte sie für zentrale Schlüsselqualifikationen in einer multireligiösen und multikulturellen Gesellschaft. Durch die Medien, aber auch in der Arbeitswelt begegnen uns Andere, die anders glauben und aus einer anderen Kultur kommen. In einer pluralen Gesellschaft wird die Verständigung erschwert, wenn der Einzelne kein Gespür für die religiösen Wurzeln anderer Menschen aufbringt.

## Was macht den Dialog so bedeutsam?

DR. GOETZE: Mein Interesse am interreligiösen Dialog ist geprägt vom jüdisch-christlichen Dialog, der für mich als Christ grundlegend bleibt. Hier habe ich viel gelernt von den jüdischen Wurzeln des christlichen Glaubens, und was es bedeutet, wenn sich eine Religion absolut setzt und die andere total abwertet. Der christ-





»In der Religion der Liebe gibt es keine Gläubigen und Ungläubigen, die Liebe umarmt alle«, Kalligraphie von Shahid Alam.

Rückblick

## **EINLADEND, SINNLICH, BEWEGEND**

Eines der Projekte, das die ersten Monate des Jahres 2017 für Dr. Andreas Goetze maßgeblich prägte, war die Ausstellung »Einander Sehen -Kalligraphie als ästhetische Brücke im interreligiösen Dialog«.

Zu dieser interreligiösen Kunstausstellung mit Kalligraphien aus Tora, Neuem Testament und Koran in der Ev. St. Thomaskirche in Berlin-Kreuzberg kamen rund 10.000 Besucher-Innen. Sie erfreuten sich nicht nur an den Kalligraphien von Künstler Shahid Alam, sondern besuchten hier auch Vorträge, Konzerte und Workshops. »In der Ausstellung stand die sthetik der arabischen Schrift im Mittelpunkt«, so Shahid Alam »Im heutigen Europa und nicht zuletzt in Deutschland wird kulturelle Vielfalt und die Wertschätzung ihrer einzelnen Komponenten hoch veranschlagt. Dass dies keine Selbstverständlichkeit, sondern eine immer wieder zu erneuernde kulturelle Leistung und eine Notwendigkeit ist, zeigt die heutige politische Situation in aller Dringlichkeit.«

## **WEITERE INFORMATIONEN**

- → www.berliner-missionswerk.de/ interreligioeser-dialog.html
- → https://einandersehen.de/

### **BESTELLEN**

Eine Dokumentation zu der Ausstellung ist in Arbeit. Sie können Sie jetzt bereits bestellen.

√ bmw@berliner-missionswerk.de



Dr. Andreas Goetze im Gespräch: »Den Anderen erst einmal kennenlernen«.

liche Absolutheitsanspruch hat viel Leid hervorgebracht, und ich empfinde es als ein Wunder, dass nach all den Erfahrungen dennoch heute ein jüdisch-christliches Gespräch möglich geworden ist.

Wenn wir nicht dazu kommen, uns gegenüber allen Religionen wertschätzend und respektvoll zu äußern, haben wir aus der Geschichte nichts gelernt.

Dialog ist für mich nicht »Gespräch über«, sondern immer »Begegnung mit«. Wir haben so wenig Kenntnis vom Anderen. Um das zu ändern, kann ich nicht nur über ihn lesen, sondern ich muss ihn auch treffen. Sonst entstehen imaginäre Mauern in Köpfen und reale Mauern zwischen Menschen. Beispielsweise gibt es insbesondere in den Gegenden Deutschlands die meisten Vorurteile gegenüber »dem Anderen« bzw. medial vermittelte Ängste vor »dem Fremden«, wo gar keine oder nur sehr wenige Fremde leben.

»Wir leben heute in einer pluralen Welt«: Boutique in Berlin-Schöneberg.



TOLERANZ STATT
WAHRHEIT?
HERAUSFORDERUNG
INTERRELIGIÖSER
DIALOG.

Jüdische, christliche und muslimische Perspektiven

Andreas Goetze/Roland Herpich (Hrsg.), Wichern-Verlag 2013, 2. Auflage 2014

RELIGION. MACHT. POLITIK.
WIE VIEL RELIGION
VERTRÄGT DER STAAT?

Andreas Goetze/Roland Herpich/ Patrik R. Schnabel (Hrsg.), Wichern Verlag 2015

## Wie kann der Dialog bei uns gefördert werden?

DR. GOETZE: Dialog heißt, den Anderen erst einmal kennenzulernen. Ein Beispiel: Ein Pfarrer hatte eine muslimische Gemeinde zu einem Gesprächsabend eingeladen. Und zahlreiche Muslime kamen. Im Laufe des Abends fragte der Pfarrer, was sie sich zukünftig wünschten. Darauf erwiderte einer der muslimischen Gäste: »Dass wir uns das nächste Mal nicht an unserem höchsten Feiertag treffen«. Ich wäre auch sehr verwundert, wenn mich Muslime zu einer Dialogveranstaltung an Weihnachten einladen würden. Also, die Kenntnisse voneinander sind sehr gering. Ich kann Missverstehen nur ausräumen, wenn ich Kernüberzeugungen von Randthemen trennen kann. Dazu gehört z. B., dass ich kleine extremistische Gruppierungen nicht für die eigentlichen Vertreter der jeweiligen Religionsgemeinschaft halte.



## Worin liegen Ihrer Meinung nach die Gefährdungen?

DR. GOETZE: Gefährdet wird jedes Gespräch durch mangelnden Respekt und fehlende Selbstkritik. Hilfreich ist dagegen die eigene fröhliche Glaubensgewissheit, gepaart mit einer Prise Humor. Einfache, dualistische Weltbilder (»Wir« – und »die Anderen«) helfen uns nicht weiter. Alle Religionsgemeinschaften und auch die Weltanschauungen (auch die anti- oder a-religiösen) unterliegen solchen fundamentalistischen Gefährdungen.

Der Riss geht also quer durch alle Religionen und Weltanschauungen. Man sollte sich hüten, die westliche Welt einfach der islamischen Welt gegenüberzustellen. Es gilt, sich mit den Aufgeschlossenen zusammenzutun, die getragen sind von gegenseitiger Achtung und Anerkennung. Da müssten wir noch mutiger gemeinsam nach außen treten.

## Was sind Ihre spirituellen Grundlagen für den Dialog?

DR. GOETZE: Ein Dialog ergibt nur Sinn, wenn wir als Christinnen und Christen unsere eigenen Glaubensgrundlagen kennen und selbst unseres Glaubens gewiss sind. Nur dann können wir im Gespräch nicht nur Höflichkeiten austauschen, sondern um die Fragen ringen, die uns wirklich bewegen. Der Dialog fordert mich heraus, nach der Ausstrahlung meines eigenen



Glaubens zu fragen, nach seiner spirituellen Kraft und seinen theologischen Grundlagen. Und: Dialog hat mit Begegnung zu tun.

## Wie können aus Begegnungen Beziehungen werden?

DR. GOETZE: Beziehungen haben mit Vertrauen zu tun. Vertrauen wächst langsam in der Begegnung von Angesicht zu Angesicht. Ich erlebe viele Menschen, die schon ganz genau zu wissen meinen, was der oder die Andere denkt, glaubt. Ich spüre dabei Ängste und Unsicherheiten. Es ist ehrlich, sie zu benennen. Doch darf man nicht dabei stehenbleiben. Sonst verfestigen sich nur Vorurteile und Feindbilder, die mit den reellen Menschen nichts zu tun haben. Wir sind Pilger unterwegs hin zu Gott, der immer größer ist, als ich ihn zu denken und zu glauben vermag. Wenn ich mir dessen bewusst bin, werde ich bescheidener, demütiger in meinen Äußerungen. Ich verschweige nicht, was mein Leben trägt. Aber ich behaupte nicht einfach abschließende Wahrheiten, sondern erzähle von und lebe aus meinem Glauben. Von daher suche ich die Begegnungen. Ich sammele im Dialog Erfahrungen. In diesem alten Wort steckt auch das Wort fahren: Wenn wir im Dialog sind, bleiben wir auf dem Weg.



## Ein Stuhl bleibt frei

Als »Trostfrau« missbraucht

Umgang mit der Vergangenheit bestimmt die Zukunft

**TEXT: BARBARA DEML** 





Sie wurde als 13-Jährige mit falschen Versprechen gelockt, missbraucht und in die Sex-Sklaverei gezwungen: Gil Won-Ok, eine der letzten überlebenden »Trostfrauen« aus Korea. Beim Kirchentag in Berlin wandte sie sich gegen das Vergessen und gegen eine Sprachlosigkeit, die den Tätern nützt.

»Es ist dringend Zeit, zu reden.

Nur so kann der Teufelskreis

aus Verbrechen, Schweigen,

Scham und neuen Verbrechen

durchbrochen werden «

il Won-Ok sieht müde aus. Mehrere Termine bereits hat sie an diesem Tag absolviert. Dieser hier - der Besuch am Stand des Berliner Missionswerkes – ist einer von vielen während des Kirchentags in Berlin. Die Neunzigjährige wird im Rollstuhl geschoben. Warum hat sie den langen Flug nach Deutschland auf sich genommen? Wen wird sie hier erreichen? Wen für ihr Thema einnehmen?

Ihr Blick schweift über die Anwesenden. Als ihr die Berliner Generalsuperintendentin Ulrike Trautwein vorgestellt wird, lächelt sie zufrieden. Denn Frau Gil kann nicht aufhören, Zeugnis abzulegen über das, was ihr widerfahren ist. Auch wenn ihre Kräfte nachlassen und ihre Stimme müde wird. Es ist Teil ihrer persönlichen Aufarbeitung, dass sie nicht schweigt; dass sie sich weiter dafür einsetzt, den

»Trostfrauen« ihre Würde zurück zu geben.

Der Name ist gleichermaßen verwirrend wie schönredend: »Trostfrauen«. So hießen die mehr als 200.000 Frauen aus fünf Nationen in der Sprache der Täter – und nun nennen sie sich auch selbst so: die Frauen, die im Pazifik-Krieg (1933 bis 1945) von japanischen Soldaten verschleppt und zur Prostitution gezwungen wurden. Etwa 80 Prozent der Betroffenen kamen aus Korea. Sie sollten den japanischen Soldaten, »Trost« spenden und sie davon abhalten, Frauen in den Kriegsgebieten zu vergewaltigen.

Oft wurden Mädchen mit falschen Verspechen gelockt oder aber entführt, so wie damals Gil Won-Ok. Verführt durch das Versprechen, in der Mandschurei schnell Geld verdienen und damit ihrer Familie helfen zu können, fand sie sich plötzlich umgeben von japanischen Soldaten, die sie in ein Bordell brachten. Dort begann der Leidensweg der 13-Jährigen. In den Bordellen, in die sie gezwungen wurde, steckte sie sich mit einer Geschlechtskrankheit an und wurde zunächst wieder nach Korea zurück gebracht, bevor sie erneut ergriffen und im Alter von 15 Jahren bis zum Kriegsende in China noch einmal unter furchtbaren Bedingungen

in die Sexsklaverei gezwungen wurde. Ihre Peiniger schreckten auch nicht davor zurück, sie gewaltsam unfruchtbar zu machen.

Als sie nach dem Krieg zurück nach Korea kam, hatte Gil Won-Ok alles verloren. Ihre Familie durfte sie nicht wiedersehen, denn inzwischen war Korea geteilt und ihre Angehörigen lebten in Nordkorea. Eine eigene Familie zu gründen, schien ihr verwehrt zu sein. Doch im Alter von 30

> Jahren adoptierte Frau Gil ein Kind, und ihr Sohn wurde ihr später zur Freude und zum Halt ihres Lebens.

gebrochen haben. Den Anfang machte 1991 Kim Hak-sun. Sie ermutigte damit weitere Frauen - in einer Zeit, in der die japanische Regierung alle Tatsachen leugnete - die Stimme zu erheben.

Gil Won-Ok ist eine von vielen »Trostfrauen«, die ihr Schweigen

Wie viele andere der Überlebenden legte auch Gil Won-Ok eine eidesstattliche Erklärung ab, in der sie genau beschrieb, was sie erleiden musste. Inzwischen wurden historische Dokumente entdeckt und ausgewertet, die die Verbrechen des japanischen Militärs belegen. Dennoch hat sich Japan bisher nicht zu einer direkten Entschädigung an die Opfer bereit erklärt, und obwohl der Streit um die Entschädigung offiziell beigelegt ist, kommen die Opfer nicht zur Ruhe.

Zu groß ist das Trauma, das sie erlebt haben. Und ebenso schwer lasten die Scham und das kollektive Schwei-

gen auf ihren verwundeten Seelen. Aber irgendwann haben sie erkannt: Nicht sie, sondern das japanische Militär muss sich schämen. Dafür kämpfen die Frauen weiter. Ihr Engagement, aus der Sprachlosigkeit herauszutreten und in Politik und Gesellschaft hineinzuwirken, hat



Gil Won-Ok kämpft gegen das Vergessen.

über Landesgrenzen hinaus einen Transformationsprozess angestoßen.

Dass Frauen verschleppt, missbraucht und zur Prostitution gezwungen werden, ist bis heute weltweit ein wiederkehrendes Problem – mit den bekannten schrecklichen Facetten: Armut, falsche Versprechen, Gewalt, Zwangsprostitution, Scham und Schweigen. Das individuelle Schweigen über die erlebte Gewalt wird oft von kulturell geprägtem Schamgefühl verstärkt. Es zerstört die Opfer und schützt die Täter. Deshalb ist es wichtig, immer wieder zu berichten, hellhörig zu sein und in geschützten Räumen darüber zu sprechen und nach Lösungen und Wiedergutmachung für die betroffenen Frauen zu suchen.

Der englische Fachbegriff »Human Trafficking« (Menschenhandel) umschreibt diese Problematik vor allem in Bezug auf Frauen und Mädchen auf der Flucht, aber auch sexuelle Ausbeutung und Unterdrückung sowie häusliche Gewalt (etwa gegenüber »Haushaltshilfen«) gehören in diesen Zusammenhang. Internationale ExpertInnen sind sich einig, dass zur Bekämpfung von Human Trafficking einerseits Aufklärung und Armutsbekämpfung in den Herkunftsländern nötig sind; andererseits in den Zielländern das Bewusstsein geschärft werden muss. »Es ist dringend Zeit zu reden. Nur so kann der Teufelskreis aus Verbrechen, Schweigen, Scham und neuen Verbrechen durchbrochen werden«, so Gil Won-Ok.

Frau Gil gibt mit ihrer Präsenz auf Veranstaltungen eindrücklich Zeugnis über ihr Leben und ihre Mission. Am Internationalen Frauentag 2012 gründete sie den »Schmetterlingsfonds« mit dem Geld, das sie von einem privaten japanischen Hilfsfonds bekommen hatte. Andere ehemalige »Trostfrauen« und weitere Spenderinnen taten es ihr gleich. Mit diesem Fonds unterstützen die Frauen andere Opfer von sexueller Gewalt in Kriegen (beispielsweise Mädchen und Frauen aus Vietnam und aus dem Kongo). Der Name »Schmetterlingsfonds« bringt zum Ausdruck, dass sich Frauen weltweit ohne Gewalt und Unterdrückung entfalten sollen können. Der Schmetterling ist auch ein Sinnbild für den Transformationsprozess, den die mutigen Frauen in Gang gebracht haben.

Gil Won-Ok erkämpft sich, indem sie über ihre Geschichte spricht, ihre Würde zurück. Zu ihrem Besuch an unserem Stand hat sie ein Geschenk mitgebracht: ein kleines Modell der Skulptur, die 2011 in Seoul zur Erinnerung an die »Trostfrauen« vor der japanischen Botschaft aufgestellt wurde: Auf einem Stuhl wartet eine »Trostfrau« auf Gerechtigkeit. Der andere Stuhl ist frei. Wir sind eingeladen, uns daneben zu denken. Wie fühlt es sich an, dort zu sitzen? Wie wollen wir angesehen werden?

Das Geschenk berührt uns und verpflichtet uns. Unser Umgang mit der Vergangenheit bestimmt die Zukunft: Gedenken und Handeln sind wichtig. Für die »Trostfrauen«, aber auch für all die vielen Mädchen und Frauen, die heute irgendwo gewaltsam verschleppt und in die Sexsklaverei gezwungen werden.

Mehr zum Thema
»MISSION«

## **AUSGABE 2/15 UND 1/16**

→ www.berliner-missionswerk.de

Dokumentation

## »HUMAN TRAFFICKING OF GIRLS AND WOMEN – EINE HERAUS-FORDERUNG FÜR MISSION UND ÖKUMENE«

Eine Tagung des Dachverbands EMW, Hamburg 2015

### **Bestellen**

## ANSPRECHPARTNERIN

Pfarrerin Barbara Deml, Referentin für Gemeindedienst



## **Barbara Deml**

hat den Besuch Gil Won-Oks an unserem Kirchentagsstand moderiert. Die Referentin des Berliner Missionswerkes thematisiert »Human Trafficking« auch in Kirchengemeinden. Einfach ansprechen! Auf einem der beiden Stühle wartet eine »Trostfrau« auf Gerechtigkeit; der zweite Stuhl ist leer. Wir sind eingeladen, uns dorthin zu denken. Wie fühlt es sich an, dort zu sitzen?



## **TROSTFRAUEN**

Mehr als 200.000 Frauen wurden von der kaiserlichen japanischen Armee verschleppt und zu sexueller Sklaverei gezwungen. Bis 1991 leugnete Japan diese Verbrechen. Seitdem schwelt der Konflikt um die Wiedergutmachung. 2015 beschlossen Japan und Südkorea, den Streit um die »Trostfrauen« beizulegen. Das Abkommen sieht eine öffentliche Entschuldigung Japans und einen Opfer-Fonds von umgerechnet 7,5 Millionen Euro vor. Kritisiert wurde, dass die Opfer bei den Verhandlungen außen vor blieben. Außerdem zahlt Japan weiterhin keine offizielle Entschädigung, sondern nur humanitäre Hilfe, obwohl die UNO 1996 die Verbrechen gegen die Frauen als Kriegsverbrechen des japanischen Militärs wertete. Somit stünde den Frauen individuelle Entschädigung zu.

## LuftPost - Unsere Freiwilligen berichten







Abschied nehmen fällt schwer: Clara und Miss Linda

## Ein besonderes Jahr in Gemeinschaft erlebt

Talitha Kumi, Bethlehem: Kurz vor Ende eines Schuljahres ist besonders viel zu tun. Auch hier im Kindergarten von Talitha Kumi. Die »Graduation« ist hier eine große Show, bei der die Vorschulkinder verabschiedet werden. Für dieses Happening wurden vier Monate lang verschiedenen Showeinlagen geprobt. Die Proben mit den Kindern waren schön, wenn auch sehr anstrengend. Dann folgte die Generalprobe: katastrophal. Aber die Aufführung, der goldenen Regel nach: super! Es war ein wunderschönes Gefühl, auch das geschafft zu haben und mir fiel ein riesiger Stein vom Herzen.

Im letzten Jahr habe ich gelernt, wie ich die Kinder anspornen kann. Vor ein paar Tagen noch hat eine befreundete palästinensische Lehrerin mir erzählt, dass ihr kleiner Neffe alle Farben auf Deutsch sagen könne und immer wieder erzähle, dass »Miss Clara« ihm all das beigebracht hat. Ich werde diese wunderbaren Kinder sehr vermissen.

Ganz besonders werde ich auch eine Kindergärtnerin vermissen: Miss Linda, die mir immer mit Rat und Tat zur Seite stand und mich wie ihre eigene Tochter behandelte. Wir haben uns gegenseitig gestärkt, wenn wir krank waren und angespornt, wenn wir müde waren. Jedes Mal, wenn ich sie sah, hatte sie ein strahlendes Lächeln und ein paar herzliche Worte für mich, was mir im anstrengenden Kindergartenalltag gut tat. Vermissen werde ich auch die anderen Freiwilligen: Clara, Marie, Elisabeth und Josi. Wir leben und arbeiten seit zehn Monaten zusammen. Wir alle haben uns so sehr daran gewöhnt! So traurig es ist, nun auseinander zu gehen, weiß ich doch auch, dass wir als Gemeinschaft dieses Jahr geteilt haben und es für jeden von uns ein wichtiges Jahr war, an das wir sehr viel zurückdenken werden.

## Bei Regen rinnt das Wasser in die Wellblechhütte

Südafrika: Hier ist es Juni, und es wird gerade Winter. Und was die wenigsten wissen: Es wird ziemlich kalt. Zugegeben, unter 10 Grad Celsius ist es selten. Aber ich glaube nicht, dass ich jemals in meinem Leben schon so gefroren habe. Das liegt daran, dass hier kaum ein Gebäude für die Kälte gebaut ist. Die Wände sind dünn und die Fenster nicht isoliert. Immerhin wohne ich in einem Steinhaus, mit einem undurchlässigen Dach. Und nicht, wie viele Menschen hier, in einer Wellblechhütte. Dort ist es nicht nur viel kälter, sondern bei Regen läuft oft Wasser ins Haus und wenn es stürmt, kann es sein, dass man plötzlich ganz ohne Haus dasteht.

Solche Unwetter können für die Menschen hier im Township Philippi in Kapstadt, wo unser diakonisches Zentrum iThemba Labantu steht, eine Katastrophe sein. Momentan hat ganz Kapstadt aber ein viel drängenderes Problem: Trinkwasser. In den letzten Jahren hat es viel zu wenig geregnet, sodass die Wasservorräte der Stadt nun fast aufgebraucht sind. Als Konsequenz hat die Regierung eine ganze Reihe von Wassersparmaßnahmen erlassen. Aber viele Südafrikaner unterschätzen, wie ernst die Situation ist. Vor allem in den Townships wird weiterhin viel Wasser verbraucht. Denn viele der Bewohner sind nicht gut über die Situation informiert. Außerdem müssen die Bewohner der



## **ITHEMBA LABANTU** SÜDAFRIKA Sara (19) hat 2016/17 in Südafrika Erfahrungen gesammelt. Sara im diakonischen Zentrum von iThemba Labantu.

Townships für ihr Wasser nichts zahlen. Denn die wenigsten haben einen eigenen Wasseranschluss; die allermeisten teilen sich mit ihren Nachbarn einen Wasserhahn auf der Straße.

Deshalb haben die Menschen das Gefühl. Wasser sei nichts wert. Niemand achtet auf den Verbrauch. Ich selber werde nicht mehr im Land sein. wenn sich die Krise im in den nächsten Monaten zuspitzt. Aber es ist eine extreme Erfahrung, dass etwas so Existenzielles wie Wasser hier nicht selbstverständlich ist.

## Wie tanzt man auf einer Beerdigung?

An einem Montagmorgen wurde ich in Matema noch früher als gewöhnlich wach. Lautes Weinen drang aus dem Krankenhaus bis zu mir herüber. So wusste ich, dass jemand gestorben war.

Als ich dann vor die Haustür trat, um zur Arbeit zu gehen, kam mir eine Nachbarin entgegen. Trauernd. Vor ihrem Haus wurden bereits Stühle vor die Tür gestellt und drinnen herzzerreißendes Klagen angestimmt. Als ich nach der Arbeit im Krankenhaus den Heimweg antrat, hatte sich der Platz vor dem Haus der Verstorbenen deutlich verändert: Man hatte Bastmatten ausgebreitet und darüber provisorisch Planen über ein paar Balken gehängt. Darunter saßen viele Frauen, alle traditionell für einen »Msiba«, einen Trauerfall, gekleidet. Einige der Frauen stimmten gerade wieder ein Klagen an. Die Männer saßen in einigem Abstand auf Bänken daneben und sahen zu.

Ich ging, nach einigem Zögern, zu den trauernden Frauen. Was wurde wohl von mir erwartet? Doch in diesem Moment stellte sich der Chor auf, bei dem ich mitsinge. So konnte ich mich einfach einreihen. Nach dem Singen wurde die Musik wieder lauter gestellt und mehrere Mitglieder des Chores sprangen auf, um zu tanzen. Ich zögerte. Aber Mama Elisha zog mich unbarmherzig auf die Beine. Wie tanzt man auf einer Beerdigung? Ist Tanzen nicht etwas, das Freude oder zumindest gute Laune ausdrückt? Wir bildeten einen Kreis und bewegten uns in diesem.

Später setzte ich mich zu einigen Kolleginnen aus dem Krankenhaus, die sich in der Nähe der Küche versammelt hatten. Wir redeten über »Gott und die Welt«, hatten auch viel Spaß miteinander. Darf man auf einer Beerdigung Spaß haben?

> In Tansania schon. Selbst als ich schon im Bett lag, konnte ich die Musik noch hören - bis zum nächsten Morgen. Und auch am nächsten Tag ging es weiter: Unser Chor sang noch länger, und ich gab beim

> > Tanz wieder mein Bestes.

Ich hatte schon erwartet, dass man in Tansania seine Trauer anders und offener zeigt als in Deutschland: es selbst mitzuerleben, war ein trotzdem ein besonderes Frlebnis.



Carla (20) erlebte 2016/17 in Tansania etwas ganz Besonderes.

## Menschen mit Mission



## Jana Goese

aus unserem Freiwilligenjahrgang 2011/ 12 sieht ihre Volontärszeit in Schottland bis heute »als ganz großes Geschenk« an, das ihr Leben nachhaltig geprägt hat. Nach ihrem Studium der Elementaren Pädagogik/Kinderpädagogik arbeitet sie seit 2015 am Bilingualen Kindergarten in Berlin-Zehlendorf – und profitiert dabei von den Englisch-Fortschritten während ihres Freiwilligeneinsatzes. Die 24-Jährige engagiert sich zudem im United-Kingdom-Beirat der EKBO und fährt regelmäßig einmal jährlich nach Schottland. Und der Brexit? Für Jana Goese völlig unverständlich. »Und für die meisten Schotten auch. Begegnung über Grenzen hinweg ist doch so wichtig. Auch in Europa.«



## Otto Kohlstock

liebt die Menschen und das Land, das ihm seit 32 Jahren zur Heimat geworden ist, von Herzen. Umso mehr leidet er unter negativen Entwicklungen, die er in Südafrika beobachtet und die er in diesem Heft beschreibt. Nicht nur die Korruption, auch die Kriminalität habe enorm zugenommen. »Aber die Mehrheit der Menschen ist sehr herzlich, freundlich und friedliebend«, betont der aus Zinnitz in der Niederlausitz stammende Pfarrer, der mit einer Südafrikanerin verheiratet ist, »gerne laden wir ein, dieses wunderschöne Land zu besuchen. Denn für Reisende ist Südafrika sicher, wenn einige Vorsichtsmaßnahmen beachtet werden.«

→ Lesen Sie mehr ab Seite 16



## Markus Meckel

wurde in seiner Kindheit davon geprägt, dass das Missionshaus ein »Tor zur Welt« war. Denn der DDR-Bürgerrechtler, dessen Vater als Afrika-Referent bei der Berliner Mission arbeitete, wuchs ab 1959 im Missionshaus auf. »In der DDR ging es ja sehr provinziell zu«, sagt er. Die Bevölkerung durfte nicht frei reisen. »Aber das Missionshaus stand für Internationalität.« Markus Meckel beging im August seinen 65. Geburtstag. Bischof Dr. Markus Dröge ehrte ihn als einen Pfarrer und Politiker, der immer bereit gewesen sei, »Verantwortung zu übernehmen bei der Gestaltung unseres demokratischen Gemeinwesens«.

### Kontakt

→ www.markus-meckel.de



## Reinhard Kees

war zwölf Jahre lang »unser Mann für Afrika«. Dass ihm diese Arbeit ans Herz gewachsen ist, das spürt man bei jeder Begegnung mit ihm, bei jedem Gespräch, bei jedem gemeinsamen Espresso. Gerne erzählt er dabei auch von seinen weiteren Leidenschaften, etwa seiner Begeisterung für die Griechische Orthodoxie und deren Theologie, Ikonen und Gottesdiensten. Seit 1. August widmet sich Dr. Kees nun der Ausweitung der interkulturellen Begegnungen im Berliner Kirchenkreis Neukölln bzw. im Interkulturellen Zentrum Genezareth auf dem Herrfurthplatz. Aber wir sind sicher: Sein Herz schlägt weiterhin auch für Afrika ...

## Kontakt

→ www.genezareth-gemeinde.de
✓ r.kees@kk-neukoelln.de



## Regina Reifegerste

ist für einen Scherz immer zu haben.
Eine Frau mit viel Humor, Tatkraft und
Engagement! Fast vier Jahrzehnte hat sie
die Materialstelle betreut, hat Kontakte
aufgebaut und Pakete verschickt. Und
war dabei immer die gute Seele des Hauses. Nun im Ruhestand genießt sie die
Zeit mit der Familie, aber sie bleibt uns
weiterhin erhalten. Denn auch künftig
betreut sie Produkte aus den Partnerkirchen, wie Keramiken aus Südafrika und
Olivenholz aus Palästina. Und den Stand
auf dem Rixdorfer Weihnachtsmarkt lässt
sie sich natürlich auch nicht nehmen ...
Liebe Regina, herzlichen Dank!

## **Produkte bestellen**

√ r.reifegerste@bmw.ekbo.de



## Matthias Blümel

ist in einer Missionsfamilie großgeworden. »Gäste aus Indien und Afrika haben mir das Zählen beigebracht«, schmunzelt der 66-Jährige. Blümels Tante war Missionarin in Tansania, sein Onkel Missionar in Südafrika. Auch er selbst wurde Theologe: Nach seinem Examen ging er 1975 als Vikar nach Jerusalem. Und ist dem Heiligen Land bis verbunden. Seit 40 Jahren engagiert Blümel für den Jerusalemsverein und ist auch Mitglied des Missionsrates. Der frühere Propst der Ev.-Luth. Landeskirche Braunschweig betont: »Mich gibt es als Christen doch nur, weil sich die Menschen aus Jerusalem auf den Weg gemacht haben, die Botschaft Christi in die Welt zu tragen.«

## Zum Jerusalemsverein

→ www.jerusalemsverein.de



## Lensa Gudina

war erst 16, als ihr Vater, der äthiopische Theologe Gudina Tumsa, am 28. Juli 1979 verhaftet wurde. Er war den Mächtigen in seinem Land schon lange ein unerschrockener Gegner und seiner Kirche eine wichtige Stütze. Erst zwölf Jahre später, nach dem Ende der sozialistischen Militärdiktatur in Äthiopien 1991, erfuhr die Familie, dass er noch in der gleichen Nacht gefoltert, ermordet und im Garten des Präsidentenpalastes verscharrt worden war. Von der Furchtlosigkeit und der Arbeit ihres Vaters wollte Lensa Gudina den Menschen berichten und gründete dazu 1992, mit Unterstützung des Berliner Missionswerkes, die Gudina-Tumsa-Stiftung – und hatte fortan eine Lebensaufgabe.



## Heinke Schimanowski-Thomsen

ist Ärztin aus Leidenschaft. Zehn Jahre hatte sie schon in Tansania gelebt, bevor sie anfing, in Berlin Medizin zu studieren. Denn 1979 war sie mit Ehemann Friedhelm, der fürs Berliner Missionswerk an die Bibelschule von Matema ging, und vier Kindern nach Tansania ausgereist. Das jüngste war gerade fünf Monate alt. Die damalige Anästhesie-und Intensivkrankenschwester fühlte sich von Anfang an im Hospital von Matema dringend gebraucht. Später kehrte sie als Ärztin zurück und übernahm die Leitung des Krankenhauses. »Für mich ist Matema der schönste Ort auf der Welt«, sagt die Medizinerin, die rund um die Uhr für ihre Patienten da war. Im Sommer ist sie nach Deutschland zurückgekehrt.

## Zu unserer Arbeit in Tansania

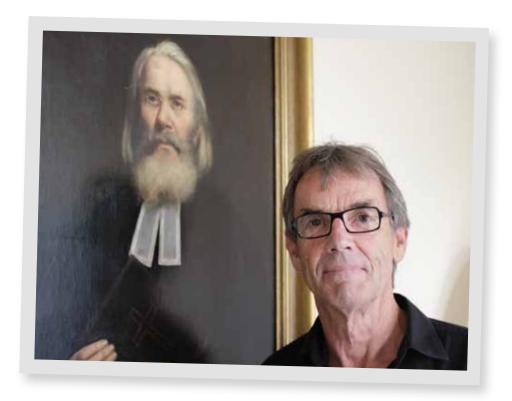
→ www.berliner-missionswerk.de/partner-projekte-weltweit/tansania/projekte-tansania

## »Guten Tag, mein Name ist Wangemann.«

igentlich wollte er nur mal kurz vorbeischauen: »Guten Tag, mein Name ist Wangemann.«

Und dann diese Reaktion. Erstaunte Blicke, freudiges Händeschütteln, spontane Einladung zum Espresso ... Damit hatte er wirklich nicht gerechnet! Denn Björn Wangemann hat mehr als 40 Jahre im Ausland gelebt, und drei Wochen nach diesem Besuch wird er nach Portugal auswandern. Aber vorher, ja vorher wollte er doch noch mal kurz das Berliner Missionswerk besuchen, in dem sein Urgroßvater von 1865 bis zu seinem Tod 1894 Direktor war. Ein bedeutender Direktor, wie der Urenkel jetzt erfährt. In Tansania ist eine Missionsstation nach ihm benannt (»Wangemannshöh«), und im Missionshaus gibt es bis heute den »Wangemann-Saal«, in dem ein großes Porträt von Hermann Wangemann hängt.

»Das macht mir jetzt richtig Gänsehaut«, staunt der Urenkel, als er vor dem Bild steht. Zwar habe er den Namen natürlich gegoogelt, aber dem Ahnen so gegenüberzustehen und die Bedeutung zu erahnen, sei ja ganz etwas anderes. Björn Wangemann selbst stammt aus einer Theologenfamilie - auch Großvater und Vater ergriffen den Pfarrberuf - er selbst jedoch studierte zunächst Sport, wurde Gymnasiallehrer in Hamburg – und ging



dann 1974 im Rahmen der Kultur- und Bildungspolitik des Auswärtigen Amtes zunächst nach Honduras, um dort Sportlehrer aus- und fortzubilden. »Und da hat mich die Faszination der Ferne gepackt«, lacht er. »Vielleicht waren das ja die Gene meines Urgroßvaters ...«

Es folgten Jahre in Bolivien und Portugal, dann vier Jahre als Dozent an der Universität Bayreuth - und schließlich 20 Jahre beim Internationalen Leichtathletikverband, wo der Sportpädagoge das Weltentwicklungsprogramm leitete und von London bzw. von Monaco aus mehr als hundert Länder besuchte. Ziel war, vor Ort Wege und Strukturen zu initiieren, die das Sportwesen voranbringen sollten. »Das war durchaus auch missionarisch ...« Nach weiteren Jahren fürs Auswärtige Amt in Uruguay zog es Björn Wangemann und seine Frau zurück nach Deutschland. »Das hört sich jetzt vielleicht pathetisch an, aber ich hatte Sehnsucht nach Wald und Flüssen und Schnee ...«

Das Ziel hieß nun Berlin, wo seine Tochter und damit die Ur-Urenkelin

von Hermann Wangemann lebt. Aber nach einem Jahr in der Hauptstadt findet er das Leben hier zu schnell und zu getrieben (»In meinem Alter braucht man diese Schnelllebigkeit nicht mehr«), und so hat sich der 75-Jährige mit seiner Frau entschieden, den Lebensabend in Portugal zu verbringen.

Aber vorher stand eben noch schnell ein Besuch in unserem Werk an. Und darüber ist er sehr froh. Und wir auch. Und den Kontakt zur Familie Wangemann wollen wir nun halten. Auch bis nach Portugal.



## **Iutta Klimmt**

genoss es sehr, im Januar 2017 auf »Wangemannshöh« zu stehen. Und war daher nun umso bewegter, dem Urenkel von Hermann Wangemann zu begegnen – auch wenn der Urgroßvater selbst nie in Tansania war ...

## Zu guter Letzt: Unsere Freiwilligen







2017/18!



























Melanie.









Paula, TANSANIA

Megern, BERLIN-KAULSDORF, Inwärts-Freiwillige aus Kapstadt

3



PALÄSTINA



Paul, SCHWEDEN







sind betroffen, selbst erkrankt oder verstorben.